Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 11 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **13. März 1908**

Karl Marx. (Zum 14. März 1908.)

Von Werner Sombart.

Am 14. März sind 25 Jahre verflossen seit dem Tage, an dem Karl Marx zu Argenteuil bei Paris, wohin er sich begeben hatte, um bei seinen Kindern Erholung zu suchen, seinen Leiden erlag, die ihn die letzten Jahre zu einem müden und gebrochenen Manne gemacht hatten.

Ich war damals blutjunger Student in Pisa und stand eben im Begriffe, meine Dienstzeit als Sozialist zu absolvieren, hatte also schon angefangen, mich für die Vorgänge in der politischen und in der sozialen Welt zu interessieren. Ich entsinne mich deshalb auch des Eindrucks noch mit ziemlicher Deutlichkeit, den die Nachricht von Marxens Tode auf uns und auf weitere Kreise um uns herum machte; erinnere mich auch noch des Widerhalls, den er in der Presse fand. Im ganzen genommen war der Eindruck kein sehr tiefer und ging jedenfalls nicht über ganz enge Adeptenkreise hinaus. Nichts von den nachhaltigen Wirkungen, die der Tod eines großen und weltberühmten Mannes hinterläßt. Was waren das für ganz andere Töne gewesen, um wieviel lautere und eindringlichere, die bei dem Tode Richard Wagners erklungen waren, auf dessen Grabhügel ja die Kränze noch nicht verwelkt waren, als Marx ihm in die Ewigkeit nachfolgte. Der Tod Richard Wagners war ein Ereignis gewesen, das wenigstens die gesamte gebildete Welt — Freunde wie Gegner — als bedeutsam empfunden hatte und dem die Presse, die doch immer als Gradmesser des öffentlichen und allgemeinen Interesses dienen kann, lange und eindringliche Beachtung geschenkt hatte. Von Marxens Tode dagegen nahm die Presse (die fast ausschließlich bürgerliche Presse war) nur oberflächlich Notiz: sie registrierte ihn, wie sie etwa das Ableben eines „berühmten" Universitätsprofessors mittleren Ranges oder eines ebensolchen politischen Parteiführers niederer Ordnung zu berichten und zu würdigen gewöhnt ist.

So wenigstens schwebten die Berichte, die damals die Zeitungen brachten, in meiner Erinnerung. Um sicher zu sein und zu sehen, ob mich mein Gedächtnis nicht trog, habe ich jetzt noch einmal die Marxnummern einiger der größten Zeitungen durchgeblättert und habe in der Tat bestätigt gefunden, wessen ich mich erinnerte:

So brachte beispielsweise die (Münchener) Allgemeine Zeitung (also damals das erklärte Professorenblatt) außer dem Telegramm, das Wolffs Bureau immerhin verbreitet hatte und das kurz den Tod meldete, ein paar Tage später unter der Rubrik „Verschiedenes": „Todesfälle" in der Außenzone des Petitsatzes eine biographische Belehrung, die mit den Worten beginnt: „Karl Marx, der berühmte sozialistische

Schriftsteller und Organisator, dessen Tod telegraphisch aus Paris gemeldet wurde, stand im 65. Lebensjahre"; dann folgen noch 22 Zeilen nach, in denen nur die äußeren Daten seines Lebens verzeichnet werden, ohne daß irgendeine Wertung daran geknüpft wäre.

Von ihren (damals so vortrefflichen) Originalkorrespondenzen aus Berlin oder Paris oder London kommt keine auf das Ereignis zu sprechen.

Andere Blätter, die auch die Wolff'sche Depesche abdruckten, hielten es im Interesse ihrer Leser für geboten, dem Namen eine erläuternde Notiz hinzuzufügen. So meldet die Neue Preußische (†) Zeitung:

„Karl Marx (einer der Führer der Sozialdemokratie!) ist gestern in Argenteuil bei Paris gestorben."

Aber auch wenn die Zeitungen mehr von dem Verstorbenen berichteten und in einem besonderen Artikel (was jedoch nur die Ausnahme war) seine Bedeutung zu würdigen versuchten, so merkte man an der Art und Weise, wie und an welcher Stelle der Artikel veröffentlicht wurde, daß der Tod Marxens, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz und gar nicht als ein chefredaktionelles Ereignis betrachtet wurde. Weder der Chefredakteur noch einer der politischen Redakteure empfand es als zu seiner Aufgabe gehörend, den Nachruf an Karl Marx zu schreiben (oder wie sich das gehört, wenn es sich um relevante Personen handelt: geschrieben im Pult liegen zu haben und ihn zusammen mit dem Telegramm, das den Tod meldet, an hervorragender Stelle des Blattes abzudrucken). Vielmehr merkt man den meisten Artikeln, die im Laufe des März 1883 in der bürgerlichen Presse über Marx erschienen sind, an, wie sie erst durch den Tod veranlaßt sind: sei es, daß ein Spezialmitarbeiter aus eigenem Antrieb einen Marx-Artikel einsandte, sei es, daß der Chefredakteur an einen Spezialisten einen Brief geschrieben hatte: „Da ist der p. Marx gestorben: würden Sie wohl einen kurzen Essay — beiläufig 25—30 Druckzeilen — über ihn für uns liefern? Da wir den Beitrag gern in der nächsten Sonntagnummer veröffentlichen möchten, so wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns das Manuskript bis übermorgen einliefern könnten." (Der 14. März 1883 fiel auf einen Dienstag.)

Man stelle sich dagegen vor: Marx hätte bis heute gelebt und sein Tod wäre heute zu vermelden! Welches Rauschen gäbe das im Blätterwalde: fettgedruckte Meldung; sofort ein sachverständiger Artikel aus der Feder des Chefredakteurs in derselben Nummer; Berichte über die Trauerfeierlichkeiten; Stimmen der Presse im In- und Auslande, noch ein paar längere Artikel, einer über, einer unter dem Strich: eingehende Würdigung mit wissenschaftlichem und politischem Gesichtspunkte (welchen Einfluß wird der Tod auf die Haltung der sozialdemokratischen Parteien haben?); Berichte über Interviews mit „maßgebenden" Sozialistenführern; endlich in der Sonntagnummer: Mitteilungen aus dem Privatleben des Verstorbenen, „persönliche Erinnerungen", Marx-Anekdoten. Mit einem Worte: heute gäbe der Tod Marxens selbst der bürgerlichen Presse (von der sozialdemokratischen ganz zu schweigen) ein Fest, als gälte es den Tod Virchows oder Eugen Richters oder Adolf Menzels. Und dasselbe Fest würde wohl ziemlich gleichmäßig in der Presse aller Kulturstaaten gefeiert werden können, da für alle Länder das Ereignis gleich bedeutsam wäre und von allen maßgebenden Personen, vor allem von der Presse als solches empfunden werden würde. (Vielleicht allerdings würde der Eindruck, den Marxens Tod gemacht hätte, noch stärker gewesen sein, wenn der Tod sage vor 5 Jahren eingetreten wäre.)

Das heißt also: Marx gehört zu denen, deren Ruhm nach ihrem Tode wächst, deren Bedeutung erst nach ihrem Tode in vollem Umfange erkannt wird, deren Werk erst nach ihrem Tode, wenn nicht gar erst vollendet, so doch in seinen Wirkungen lebendig wird. Richard Wagner, an den wir immer zuerst denken, weil er Komorient Marxens war, starb, nachdem er die Ernte seines Lebens in die Scheuern gebracht und behaglich vor der Tür seines Hauses sitzend die Bewunderung, Verehrung und den Neid seiner Nachbarn und Freunde schmunzelnd eingestrichen hatte: 8 Jahre nach der Eröffnung der Festspiele in Bayreuth (die in dasselbe Jahr fällt wie die formelle Auflösung der Internationalen Arbeiterassoziation, von der unten noch die Rede ist!). Marx starb als wenn Richard Wagner etwa im Jahre 1860, Bismarck etwa im Jahre 1865 gestorben wären. Er hatte zwar sein Werk vollbracht, es war auch das der Mitwelt bekannt, was ihn unsterblich macht: aber das Werk war noch nicht in das Leben, in die Wirklichkeit übertragen. Vergegenwärtigen wir uns doch einen Augenblick, wer Karl Marx in den Augen der mit ihm Lebenden im Jahre 1883 war, als was er von ihnen gewertet werden konnte. Um dann damit zu vergleichen, was er heute für die Welt bedeutet. Ein solcher Vergleich bietet interessante Einblicke in den Gang der sozialen Bewegung und in die Entwicklung der sozialen Wissenschaft während des letzten Vierteljahrhunderts. Marx als Politiker, Marx als sozialistischer Organisator und Agitator schien im Jahre 1883 endgültig ausgespielt zu haben. Das war wenigstens der Eindruck, den der oberflächliche Beobachter gewinnen mußte, und der sich in den meisten Nachrufen wiederspiegelt: man wußte Lobendes von seinen theoretischen Leistungen zu melden, aber von seinen praktischen Erfolgen nur Ungünstiges. „Seine Lehren (schreibt z. B. die Kreuzzeitung) gewannen ... ein Ansehen, an welchem auch durch das schließliche politische Fiasko und die Unpopularität (!) ihres Urhebers nichts geändert worden ist ...“ Und „minder glücklich (nämlich als seine wissenschaftliche Tätigkeit) ist des Verstorbenen agitatorische Tätigkeit gewesen ...“ Aehnlich schreibt die Nationalzeitung: „Marx selbst glaubte sich jedoch auch zum praktischen Handeln in sozialistisch-revolutionärem Sinne berufen, und er begründete zu diesem Zwecke 1866 (recte 1864) die Internationale, deren Haupt er bis 1870 (recte 1872 oder 1876, je nachdem man das Ende d. J. A. A. oder der Herrschaft Marxens in ihr von der Verlegung des Generalrats nach New York oder von ihrer formellen Auflösung datiert) war; dann brachen in dieser Gesellschaft Streitigkeiten und Spaltungen aus, infolge deren sie anscheinend ziemlich bedeutungslos geworden ist“ (recte: vor 8 Jahren aufgelöst worden war). Oder die Vossische Zeitung: „Mit der praktischen Organisation und mit der Uebertragung seiner Doktrinen in die Wirklichkeit hat er jedoch wenig Glück und Erfolg gehabt ... Marx hat sich in den letzten Jahren an der sozialistischen Agitation nur noch wenig beteiligt.“

Diese Art Urteile waren aber, wie gesagt, durchaus begreiflich. Denn in der Tat: das äußere Lebenswerk Marxens: die Internationale Arbeiterorganisation lag zertrümmert am Boden, als ihr Begründer die Augen schloß (man denke, daß Richard Wagners Festspiele endgültig ausgespielt gewesen wären, als er starb!). Aber auch sonst war von irgendwelcher Internationalität der sozialen Bewegung, von einem stillen Weiterwirken des Marxschen Weckrufes: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ gerade in den 1880er Jahren nichts, rein gar nichts zu verspüren. Es hatte den Anschein, als ob die Ströme der sozialistischen Bewegung in den einzelnen Ländern ganz getrennt, und zwar allermeist im Sande verlaufen würden. In

England war von Sozialismus natürlich überhaupt noch keine Rede (1881 war die S. D. F. begründet worden, die 1883 sicher noch keine 1000 Mitglieder zählte); in Frankreich und Italien anarchistelte man ebenso wie in Irland und Rußland (die Zeit war erfüllt von Attentaten und kleinen Revolten: am 18. März 1883 befürchtete man in Paris allgemein einen Putsch), aber von einer sozialistischen Arbeiterbewegung waren kaum die Anfänge vorhanden. Am meisten modernen Sozialismus gab es noch in Deutschland. Aber wie schaute es da in der sozialistischen Welt aus!

Seit vier Jahren war das Sozialistengesetz in Geltung, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß gerade im Anfang der 1880er Jahre der sozialistischen Bewegung die tiefsten Wunden geschlagen waren. Um jene Zeit hatte das Gesetz am meisten zerstört, und die neuen Keime, die dann gegen das Ende der 1880er Jahre, als es allmählich milder gehandhabt wurde, ansetzten, waren noch nicht vorhanden. Eine sozialdemokratische Presse von irgendwelcher Bedeutung und irgend ausgeprägter Gesinnung war nicht vorhanden: das Berliner Volksblatt, aus dem dann der Vorwärts erblühen sollte, wurde ein Jahr nach Marxens Tode gegründet. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen war im Jahre 1881 auf 312 000 zurückgegangen: das heißt weit hinter den Stand des Jahres 1874, in dem 352 000 Stimmen abgegeben waren; während 1877 schon fast die halbe Million (493 000) erreicht war. Die Zahl der Abgeordneten betrug 12, soviel wie schon 1877 (um dann erst bei den Wahlen von 1884 sich zu verdoppeln). Ihre Kongresse konnte die sozialdemokratische Partei in Deutschland nicht abhalten: 1880 hatte eine Delegiertenversammlung in Wyden in der Schweiz getagt; 1883 ging man nach Kopenhagen, um sich auszusprechen. Gerade diese traurigsten Zeiten, die der Sozialismus überhaupt bisher in Deutschland erlebt hat, waren in die letzten Lebensjahre Marxens gefallen.

Aber wenn wenigstens in diesem kleinen verfolgten Häuflein Marxens Geist in Reinheit geherrscht hätte. Auch das war gewiß nicht der Fall. Dazu war dieser Geist selber noch zu wenig geläutert, hatte er noch zu wenig in anderen Wurzeln geschlagen. Auch als Theoretiker, wird man sagen müssen, hatte Marx, als er starb, auch nicht annähernd die Geltung, die er dann nach seinem Tode erlangen sollte.

Ich sagte schon: wenn überhaupt, so wurde er als Theoretiker gewertet. Aber man beschäftigte sich doch noch herzlich wenig mit dem Inhalt seiner Werke: weder in den Kreisen der Sozialdemokratie noch in denen der Bürgerlichen. Von bürgerlichen Gelehrten erkannten wohl nur zwei seine Größe an: Adolph Wagner und Schäffle. Sonst war er für die akademische Welt längst „widerlegt". Aber auch wer sich mit Marx und seinen Theorien beschäftigte, drang in den Kern der Marxschen Lehren nicht ein. Selbst die Intimsten unter den Parteigenossen riefen den Zorn des Meisters wach, weil sie seiner Meinung nach (und wir dürfen heute hinzufügen, daß Marx mit seinem Urteile im Rechte war) ihn nicht verstanden. So hatte er schon Lassalle des mangelnden Verständnisses geziehen, so kanzelte er die Verfasser des Eisenacher Programms (in einem erst später veröffentlichten Briefe an Liebknecht und Genossen) wie Schulbuben ab, weil sie so ganz und gar daneben gegriffen hatten, als sie die Leitgedanken der sozialistischen (marxistischen) Lehre formulieren wollten. Immer nahm man Marx vor allem „ethisch", und das giftete ihn unaussprechlich. Man sah in ihm im wesentlichen nur den Werttheoretiker, und zwar einen ethisch orientierten Werttheoretiker, offenbar weil man über die ersten Kapitel des Kapitals,

jedenfalls aber über dessen ersten Band, nicht hinausgekommen war; weil man noch nicht erkannt hatte, daß viel mehr Marxscher Geist in den kleinen Schriften steckt als in dem Hauptwerk selbst.

Eine akademische Größe war damals in Deutschland der 1886 zu Tode gekommene Adolf Held, der sich zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hatte: die Sozialdemokratie „von innen heraus" durch wissenschaftliche Gegengründe zu überwinden. Man muß in Helds Schriften lesen, um einzusehen, wie grundverkehrt man damals Karl Marx verstand. „Es ist in der Sozialdemokratie zu unterscheiden", heißt es in Helds „Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie", 2. Aufl. 1878, „einerseits das Element des ökonomischen Sozialismus, d a s h e i ß t die Theorie vom Wert und Einkommen, welche für sich allein betrachtet zwar unwahr resp. utopisch, aber durchaus würdig ist, diskutiert zu werden, und andererseits das politisch-revolutionäre Element und die zugrunde liegende materialistische, allen anerkannten Sittengesetzen widerstrebende Tendenz." In dem aus offenbar „sachkundiger" Feder stammenden Nachruf der Kreuzzeitung heißt es: „Marx' Lehren von der Unproduktivität des Geldkapitals, von der mangelnden „substantiellen Verbindung zwischen Gebrauchs- und Tauschwert", von dem wertbildenden Prinzip der Arbeit und von der „gesellschaftlichen Arbeitszeit" als einzigem Maßstabe des Wertes". NB. Diese — und keine anderen! — Lehren gewannen ... ein Ansehen ... usw.

Faßte man Marx aber nicht rein ökonomisch-ethisch, sondern sozialphilosophisch, so wurde er nach dem alten Schulschema den „extremen Individualisten" angereiht, von denen die offizielle Wissenschaft schlimme Dinge zu berichten wußte. Einzusehen etwa Professor Dietzels Buch über Rodbertus aus dem Jahre 1886. Wie anders ist das Bild, das sich heute vor unseren Augen ausbreitet! Mit wie ganz anderen Gefühlen würde die Seele Karl Marxens erfüllt sein, wenn sie heute sich ihrer selbst und ihres Herrschaftsgebietes bewußt werden könnte!

Die sozialistische Bewegung: heute in allen Kulturländern zu breiten Strömen angeschwollen. Sozialistische Wähler zählt man etwa 5 Millionen nach den jeweils letzten Wahlergebnissen, hinter denen (zumal in vielen Ländern das Wahlrecht noch beschränkt ist) mindestens 20—25 Millionen Sozialisten stehen. Längst aber sind die einzelnen nationalen Ströme der sozialistischen Bewegung zu dem einen großen Strome der „Internationale" zusammengeflossen, den Marx in der Internationalen Arbeiterassoziation so ziemlich im Sande verlaufen sah. Schon am 1. Mai 1890 konnte Engels freudig bewegten Herzens ausrufen: „Heute, wo ich diese Zeilen schreibe, hält das europäische und amerikanische Proletariat Heerschau über seine zum ersten Male mobil gemachten Streitkräfte, mobil gemacht als Ein Heer, unter Einer Fahne und für Ein nächstes Ziel: den schon vom Genfer Kongreß der Internationale 1866 und wiederum vom Pariser Arbeiterkongreß 1889 proklamierten, gesetzlich festzustellenden achtstündigen Normalarbeitstag. Und das Schauspiel des heutigen Tages wird den Kapitalisten und Grundherren aller Länder die Augen darüber öffnen, daß heute die Proletarier aller Länder in der Tat vereinigt sind. Stände nur Marx noch neben mir, dies mit eigenen Augen zu sehen!" Seit 1890 aber ist die „neue" Internationale erst recht zur Entfaltung gelangt: große Internationale Sozialistenkongresse, Internationale Gewerkschaftskongresse, Internationale Bureaus und anderes legen Zeugnis ab, daß in der Tat heute die sozialistischen Proletarier aller Länder vereinigt sind.

Vereinigt im Namen Karl Marxens. Denn daß der Geist dieses Mannes heute noch immer (und in gewissem Sinne läßt sich sagen: heute mehr denn je) die Köpfe und die Herzen der sozialistischen Arbeitermassen erfüllt, darf füglich nicht mehr bezweifelt werden. Wenn auch nicht in dem dogmatisch-kirchlichen Sinne, daß nun die Lehren des Meisters Wort für Wort in den Programmen der sozialistischen Parteien niedergeschlagen wären (man weiß, daß die letzten Jahre eine „Krisis des Marxismus", einen „Revisionismus" und ähnliche Dinge gebracht haben, durch die der Bestand der positiven Sätze der Marxschen Lehren stark vermindert worden ist), wohl aber in dem tieferen Sinne: daß die Sozialisten aller Länder heute stillschweigend die Grundgedanken der Marxschen Weltanschauung in sich aufgenommen haben und daß sie ihn wie ihren Heiland verehren: nicht nur äußerlich durch Aufstellung seiner Büste bei jeder sozialistischen Veranstaltung, sondern vor allem auch innerlich: insofern kein einziger Anhänger der sozialistischen Parteien, so ketzerisch seine Gesinnung auch sein mag, sich gegen Marx aufzulehnen wagen würde: alle Revisionisten, Reformisten, Revolutionisten, die heute in der sozialistischen Kirche Skandal machen, wollen doch nie etwas anderes als die Reinheit der Lehre wiederherstellen: sie alle wollen die besten Marxisten sein, so wie alle christlichen Sektierer die besten Christen sein wollen.

Stürbe Marx heute erst: er würde von jenen 25 Millionen Sozialistenherzen wie ein Vater betrauert werden: wie ein Vater, der seinen Kindern das Leben gab und der seine Kinder an seiner starken Hand durchs Leben geführt hat.

Und ganz so wie es Marxen als Vater des Sozialismus ergangen ist, hat sich seine Stellung als sozialer Theoretiker erst in den letzten 25 Jahren, die nach seinem Tode verflossen sind, zu der überragenden entfaltet, die sie heute ist.

Wir sehen: im Jahre 1883 galt Marx bei allen Theoretikern bürgerlicher Observanz als längst „widerlegt". Seitdem aber hat die Wissenschaft überhaupt erst angefangen, sich mit ihm zu beschäftigen. Bis zum Jahre 1883 zähle ich in meiner Marx-Bibliographie 20 Schriften über Marx: seit diesem Jahre bis 1904 280, von denen in das Jahrelft 1884—1894 58, in das Jahrzehnt 1895—1904 dagegen 214 fallen. Marx ist zum Mittelpunkt aller irgendwie ernst zu nehmenden Erörterungen sozialwissenschaftlichen Inhalts geworden. Fast möchte man sagen: er ist auf dem Wege, universitätsfähig zu werden. Kostete es einem akademischen Lehrer noch vor 10 Jahren wenn auch nicht die Stellung, so doch die Karriere; das bloße Bekenntnis, daß er Karl Marx für einen sehr großen Denker halte, und wurde der, der also bekannte, für einen Sonderling und Halbidioten gehalten: so pfeift es heute jeder belanglose Privatdozent vom Katheder: daß niemand, der sich mit Nationalökonomie, Wirtschaftsgeschichte, Sozialphilosophie befaßt, an Karl Marx vorbei kann, ohne sich selbst zur Sterilität zu verdammen, daß alle, die nicht durch Marx hindurchgegangen und in irgendeiner Form mit ihm und seinen Lehren fertig geworden sind, als sozialwissenschaftliche Theoretiker einfach nicht mitzählen (wie ein Biologe, der an Darwin, ein Optiker, der an Helmholtz, ein Bakteriologe, der an Robert Koch vorbeigehen wollte). Stürbe Marx heute erst, so müßte die Wissenschaft bekennen: daß der einzige lebende Sozialtheoretiker großen Stils von uns gegangen sei.

Und wie die Bedeutung Marxens als Theoretiker nach seinem Tode erst in weiteren Kreisen anerkannt worden ist, so hat man auch seitdem erst recht eigentlich Marx verstehen gelernt. Wir Jüngeren (die wir heute schon anfangen zu den Alten zu zählen), gleichgültig ob sozialistischer oder bürgerlicher Observanz, die wir für

Marx als Denker vor einem halben Menschenalter eintraten, haben ihn, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, als Theoretiker gleichzeitig erst entdecken müssen. Wir hatten die Aufgabe, erst einmal die tausend Mißverständnisse „aufzuklären", die um die Marxschen Theorien herumgewachsen waren; wir mußten dann die Marxschen Lehren selber in ein richtiges Verhältnis zueinander bringen und mußten vor allem ihrer Seele habhaft zu werden trachten, ehe wir wagen durften (was so viele vor uns getan hatten), diese Theorien zu lehren, und, soweit sie unhaltbar waren, zu widerlegen.

Aber ich werde gewahr, daß mit dieser Registrierung der rein äußerlichen Erlebnisse, die Marx und seine Lehre seit dem Tode ihres Schöpfers erfahren haben, doch keine volle Würdigung von Marxens Oeuvre, wie es mir vorschwebte, als ich diesen Aufsatz zu schreiben anfing, möglich ist.

Ich muß näher eingehen auf die innere Wesenheit dieses Lebensschicksals, wenn ich ihm auch nur in etwas gerecht werden will. Und dazu muß ich die Geduld des Lesers noch in einigen späteren Nummern dieser Zeitschrift in Anspruch nehmen.

Wandmalerei.

Von Hofrat Doenges-Dresden.

Die Kunst der Renaissance, mehr noch die Kunst des Barocks und des Rokokos liebte bei der Wand- und Deckenbehandlung den Illusionsstil; sie durchbrach die Wand und öffnete die Decke. Sie stellte einen Raum kraft dieses Illusionsstiles in eine Landschaft mit weitem Horizont oder schloß an ihn einen zweiten, dritten, ja oft ein Dutzend Räume an, und der Himmel flutete blau oder in Wolkenzügen, von Genien und Engeln und feurigen Gespannen der Unirdischen belebt, direkt in den Saal hinein.

Wo — um zunächst vom Deckenbild zu sprechen — Michelagniolo dem Illusionsstil huldigt, da darf diesem Stile in gewissem Sinne Berechtigung zugesprochen werden. Denn dieser Künstler verlor bei aller illusionistischen Schilderungsart den Inhalt seiner Darstellung nicht aus dem Auge, er wahrte deren tafelbildmäßigen Charakter; er wandelte die Decke aus einer senkrechten Bildtafel, die sie gleich der Wand ist, nicht in eine wirklich horizontale um, d. h. in eine solche, die, von unten betrachtet, Wirklichkeit vortäuscht, nämlich Fortführung der Architektur eines Raumes über dessen Grenzen hinaus. Freier in der Anwendung des Illusionsstils waren Correggio und Veronese und Guercino, am freiesten Tiepolo. Er trieb die Illusionsmalerei so weit, die Unirdischen mit uns Staubgeborenen in direkten, sinnlich wahrnehmbaren Verkehr treten zu lassen; er ließ aus himmlischen Sphären Gestalten zur Erde herniedersteigen und hob sie von dieser zu paradiesischen Höhen empor.

Wir Menschen einer nüchterneren Zeit stehen vor diesen Schöpfungen vergangener Kulturen mehr als Bewunderer ihrer technischen Fertigkeiten als ihres künstlerischen Gehalts. Wo wir solchen Illusionsschilderungen, von Malern unserer Tage gemalt, begegnen, werden wir den Eindruck eines Unbehagens nicht los. Wir fühlen etwas Gewaltsames unser Auge bedrängen; wir verlieren den inneren Abstand zwischen Natur und Kunst. Denn wir haben gelernt, daran zu denken und es nicht zu vergessen, daß

jede Flächenmalerei einen gedachten Bildraum darstellt, der mit dem Raume, in dem wir stehen, keinen Zusammenhang hat. Die Theaterbühne allein läßt uns heute für eine Stunde oder zwei von diesem Grundsatze scheiden.

Das Streben, einen neuen Wandstil zu finden, ist hervorgegangen aus dem Streben unserer Zeit nach Echtheit und Wahrheit. Also letzten Endes aus dem Realismus. Aber nicht, wie beim Staffeleibild, aus dem Realismus des Stoffes, sondern aus demjenigen der Form. Wie die Augen des ersten Staffeleibildrealisten eines Tages sich dauernd von dem festgenagelten Sonnenschein, dem Hell-Dunkel des Atelierlichtes lossagten, so fühlten die ersten Wandbildneuerer ebenso leidenschaftlich eines Tages den Drang in sich, von den über den Bildrahmen hinausziehenden Wolken, von den an die Wand gemalten Möbeln und dem aus der vorgetäuschten scheinbar in die echte Wirklichkeit herüberplätschernden Bache loszukommen.

Formal schlugen die Wandbildneuerer den entgegengesetzten Weg der Staffeleibildneuerer ein. Diese suchten der Natur so nahe wie möglich zu kommen; jene wurden von dem Bedürfnis getrieben, der allzu illusionsecht — beileibe freilich nicht in bezug auf Wiedergabe des künstlerischen Objekts — werdenden Natur Fesseln anzulegen, die Welt des Bildes — formal also die Idealwelt — zurückzuführen in die Grenzen, in die sie gehört, in den — Bildrahmen, sie abzutrennen von der Welt der Wirklichkeit, von dem Raume, in dem wir stehen.

Neuer Wein in alten Schläuchen!

Man muß etwas wie Beschämung fühlen angesichts der Kunst der Alten. Was sie besaß: den gesunden Sinn für Raumbehandlung — wir sind eben erst im Begriffe, es besitzen zu lernen; was sie uns, freilich mit anderen Mitteln, in glänzenden Vorbildern zeigte: dekorative, wenn man will monumentale Kunst — wir fangen eben erst wieder an, Verständnis dafür zu gewinnen.

*

Der Gedanke, mit dem Leser dieser Zeitschrift über Wandmalerei zu sprechen, kam mir beim Betrachten der fünf Fresken, die der Münchener Fritz Erler für den Wintergarten des Wiesbadener Kurhauses geschaffen hat.

Sie sind keine Erfüllung dessen, was man „neuen Wandstil" nennt, aber ein verheißungsvoller Anfang oder genauer, da Erler nicht der erste Pfadsucher auf dem Wege zu neuen Wandstilzielen ist, ein verheißungsvoller Fortgang des Anfangs.

Ich bin nicht einer Meinung mit den Erlerenthusiasten, die da sagen, in den Erlerschen Arbeiten stehe ein „neuer Wandstil" in „*seinen wichtigsten Bestandteilen* bereits völlig ausgebildet" vor uns; aber ich glaube, man kann es rechtfertigen, zu sagen, er stehe „in *einem seiner wichtigsten Bestandteile* bereits ausgebildet" vor uns; nämlich darin, daß er den Raum, den Innenraum wieder sein läßt, was er sein soll: ein Abgeschlossenes, ein von der Außenwelt Abschließendes. Das erreicht Erler in seinen Arbeiten, diese als Ganzes betrachtet, durch die farbige Erscheinung, im einzelnen durch lapidare Linienvereinfachung, gesteigert unter Umständen bis zur reinen Silhouettenwirkung, und durch ebenso lapidare Koloritvereinfachung. Auf den Wiesbadener Fresken sind sechs Farbenmischungen verwendet. Sie

wirken wie zwölf, wie achtzehn! Aber wie verhalten, wie feinfühlig beschränkt ist diese Buntheit! Farbige Flächen unter möglichster Vermeidung räumlicher Illusionswirkungen zu geben — das war der künstlerische Grundsatz, nach dem Erler an seine Wiesbadener Aufgabe herantrat. Er löste diese Aufgabe formal in dem Sinne, daß wir den vollen Eindruck des Wandbildes haben, eines Bildraumes, der mit dem Raume, dem er zum künstlerischen Schmucke dient, in keinem realen Zusammenhange steht.

Aber freilich: die Form ist ja nur ein Teil des Ganzen, sie bedarf des Inhalts, des Stoffes, um zu voller Wirkung zu gelangen. Gerade im Sinne der Aesthetik, die den Satz geprägt hat, daß beim Kunstwerk alles auf die Form ankomme. Die Wirkungen, die von dem Inhalte eines Kunstwerkes ausgehen, sind keine außerästhetischen; der Inhalt gehört zum Kunstwerke, und je inniger er verschmolzen ist mit dessen Form, desto nachhaltiger, voller, gerundeter ist der Ausdruck des Kunstwerks. Diese Erfahrungstatsache auf die Erlerschen Wandbilder angewendet: die Verschmelzung von Stoff und Form, von Inhalt und Gestalt, ist dem Künstler noch nicht völlig gelungen. Ihm kam, eben weil er noch Pfadsucher auf dem Wege zu neuen Zielen der Wandmalerei ist, zunächst alles auf die Form an; so kam es, daß er zwar in der Form zu bedeutungsvollen Ausdrucksmöglichkeiten kam, nicht aber im Stoffe; hier blieb er haften auf ausgetretener Scholle. Das allegorische Wesen, das der älteren Wandmalerei ihr Gepräge gab, beherrscht in den fünf Wiesbadener Fresken auch die Erlersche Kunst. Nicht zu ihrem Vorteile.

Deshalb ist sie heute zunächst noch eine rein dekorative Kunst; zu monumentaler Größe könnte sie sich wandeln, wenn sie der Form kongenial den Stoff behandelte. Wer heute von der Erlerschen Kunst schon als von einer monumentalen spricht, überschätzt sie und überschätzt damit auch das Maß dessen, was Erler für die Gewinnung eines neuen Wandstiles tat.

Denn Wandmalerei und Monumentalmalerei müssen auch in unseren Tagen noch ein und dasselbe bleiben.

Die Fürstin von Salerno.

Altitalienische Chronik*). Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Gabriel del Balzo Orsini, Herzog von Venosa, der Bruder Antons del Balzo, des Fürsten von Tarent, hatte drei Töchter: Maria Donata, die Pyrrhus del Balzo, den Fürsten von Altamura heiratete, Ramondina, von der wir zu reden haben, und Johanna, die Anton Sanseverino, Graf von Capaccio ehelichte. Ramondina war die schönste und anmutigste der drei Schwestern, und viele große Barone begehrten sie zur

*) Henri Beyle hatte während seines Aufenthalts in Rom Abschriften von alten vatikanischen Handschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert herstellen lassen und diese in dreizehn Quartbänden vereinigt. Eine Reihe davon hat er zu seinen „Chroniques Italiennes“ verwertet. (Deutsch in der Diederichsschen Gesamtausgabe von Stendhals Werken unter dem Titel „Renaissancenovellen“.) Die Originale wurden nach Beyles Tode zum Verkauf ausgeboten; Dumas wollte sie für 1500 Frcs. kaufen, das Geschäft aber zerschlug sich (Cambon, „Notes sur Mérimé“, 285 ff.). Darauf bot Mérimée, Beyles alter Freund, dessen Vermittlung die Erben anriefen, sie dem Britischen Museum an. Schließlich erwarb sie die Bibliothèque nationale in Paris für 600 Frcs. im Jahre 1851. Die vorliegende Novelle, die in einem Bande „Aventures napolitaines“ steht, ist vom Uebersetzer stark gekürzt worden; das Original ist von großer Weitschweifigkeit, wie Beyle selbst sagt „im Klatschbasenstil“ geschrieben, und bedurfte daher einer kürzenden Umarbeitung. D. Uebers.

Ehe. Sie wurde mit Robert Sanseverino verheiratet, dem ersten Fürsten von Salerno und Großadmiral des Königreichs Neapel. Sie schenkte ihm einen Sohn Antonello, der seinem Vater in der Herrschaft folgte. Des Fürsten Busenfreund war Karl Caraffa, der jüngste Sohn des Galeazzo und der Corella Brancaccio, so jung, daß er fast der Sohn ihrer Söhne schien, so schön war er von Angesicht, so hochherzig und begabt. Sie waren unzertrennlich; stets sah man sie, wenn der Fürst in Neapel weilte, miteinander lustwandeln, auf die Jagd gehen und sich überall zusammen zeigen.

Es begab sich aber, daß Karl ein Duell mit einem Edelmann der Familie Capece hatte und dieser fiel. Um der Justiz zu entgehen, floh Caraffa aus Neapel und suchte seine Zuflucht in Salerno. Die Fürstin Ramondina, eingedenk der Liebe, die ihr Gatte für ihn hegte, nahm ihn aufs freundlichste in ihrem Hause auf. Allmählich entflammte die Liebe beide, und die Abwesenheit des Fürsten benutzend, verrieten sie — er den Freund und sie den Gatten. Die Fürstin hatte eine Kammerfrau Giovanna, ein anmutiges und zierliches, aber boshaftes und schmeichlerisches Mädchen; der vertraute sie ihre Liebe an und bat sie, sich ihr hilfreich und wachsam zu zeigen. So trieben sie es bis zur Rückkehr des Fürsten nach Salerno, die ihren Freuden ein Ende setzte. Der Herzog begrüßte den ungetreuen Freund mit alter Herzlichkeit; er hatte zwischen ihm und seinen Gegnern vermittelt, und es kam durch seinen Einfluß zum Vergleich. Darauf kehrte Karl zum großen Gram der Prinzessin nach Neapel zurück.

Nach etlichen Monaten ließ ihm die Fürstin einen Brief zukommen, worin sie sich über seine Lieblosigkeit beklagte, daß er in so langer Frist nicht einmal gekommen wäre, sie wiederzusehen. Karl antwortete ihr, er sei mehr denn je für sie entbrannt, doch sei er nicht nach Salerno gekommen, damit er sich nicht verriete und sie nicht beide schmählich ihr Leben und ihre Ehre verlören. Diese Entschuldigung mißfiel der Prinzessin, und sie erwiderte ihm, er hätte sie unter allen Umständen besuchen sollen. Ihr Brief versetzte Karl in einen großen Streit mit seinen Gedanken. Denn wenn er nicht hinging, sie zu sehen, so verscherzte er sich die Liebe der Fürstin und wurde von ihr für untreu und falsch befunden. Wenn er ihr aber gehorchte, so würde sein Kommen den Fürsten wenig erfreuen, denn ihre Liebe würde ans Licht kommen, wenn nicht durch Zufälle, so doch durch das ungeduldige Verlangen der Fürstin. So wurde Karl zwischen zwei Entschlüssen hin- und hergerissen; endlich entschied er sich, seiner Geliebten zu folgen, und reiste unverzüglich ab.

Der Fürst war ob seines Kommens hocherfreut. Karl schützte vor, seine Feinde trachteten ihm ungeachtet des geschlossenen Friedens nach dem Leben; deshalb suche er in Salerno Zuflucht für kurze Zeit und wolle sich den so lange vernachlässigten Wissenschaften widmen. Solches sagte Karl hauptsächlich der Höflinge und Vasallen des Herzogs wegen; denn diese haben stets ein scharfes Auge auf alles, insonderheit auf die Günstlinge ihres Herrn. Der Fürst, der Karl zärtlich liebte, wollte ihn vor jeder Fährnis behüten und bot ihm einen einsamen Ort in seiner Herrschaft an, wo er sich den schönen Wissenschaften in Muße widmen könnte. Karl dankte ihm für seine oft erprobte Güte und erklärte, er fände wohl auch an seinem Hofe alle Bequemlichkeit zu seinen Studien; er möge ihm nur gestatten, daß er zurückgezogen lebte und tun und lassen könnte, was er wollte. Das sagte ihm der Fürst zu.

Die Fürstin hatte den Besuch ihres Geliebten empfangen und harrte sehnlichst der Nacht, wo ihr Gemahl mit seinem ganzen Hofstaat ein Schauspiel besuchte. Giovanna gab die Wächterin ihrer Liebe ab, und sie genossen solche Freude, daß sie vor Glück hätten sterben mögen. Dies Glück genossen sie wohl ein Jahr lang (wenn das Ungestörtsein in so verbrecherischer Liebe Glück genannt werden kann), ohne daß der geringste Verdacht auf sie fiel.

Eines Tages starb Galeazzo, Karls Vater, und dieser mußte der Geschäfte wegen nach Neapel zurückkehren. Währenddem nahm der Fürst seinen einzigen Sohn, Antonello, vom Hof in Neapel zurück, wo er dem König Ferdinand bis zu seinem vierzehnten Jahre als Page gedient und alle ritterliche Erziehung genossen hatte. Am Hofe hatte sich alles um Liebe gedreht, und der Sinn des heißblütigen Knaben war ganz von diesen Dingen erfüllt. Er wollte auch eine Liebschaft anknüpfen, und da ihm Giovanna, die Kammerfrau seiner Mutter, gefiel, so begann er ihr nachzustellen und mit ihr zu liebäugeln. Sie zählte damals 35 Jahre, schien aber nicht älter als zwanzig. Ihre Schönheit war zwar nicht hervorragend, aber ihre Augen, ihre Sprache und alle ihre Bewegungen waren so lebhaft und anmutig, daß sie alle Herzen bezauberte.

Giovanna merkte wohl, worauf es der junge Herr abgesehen hatte, und tat in ihrer Verschlagenheit, als wiese sie seine Huldigungen ab, um ihn desto fester in ihr Netz zu ziehen. Die Fürstin sah ihr Geplänkel anfangs nicht ungern, als aber Ernst daraus ward, fürchtete sie, dieser Liebeshandel möchte zur Entdeckung ihrer eigenen Liebschaft führen, und verbot Giovanna ausdrücklich jeden Umgang mit ihrem Sohne. Als diese ihren Geboten anscheinend nicht Folge leistete, drohte sie sie zu züchtigen, — wiewohl der geringste Verstand ihr doch hätte sagen müssen, daß die eigene Ehre ihr gebot, die Schwächen der anderen zu schonen.

Die Kammerfrau, ergrimmt, nach so langen treuen Diensten solche Behandlung zu erfahren, nahm Urlaub von der Fürstin und stellte sich unter den Schutz Antonellos, der jetzt 15 Jahre alt war. Ramondina bereute zu spät, daß sie sich durch ihre Drohungen ihrer Kammerfrau beraubt hatte, und in ihrer Furcht, sie möchte ihrem Sohne ihr Geheimnis offenbaren, beschloß sie, sie aus dem Wege zu räumen. Sie ließ einige ihrer Getreuen kommen und befahl ihnen, sie zu töten.

Einer davon war ein Bekannter Giovannas, so daß sie leicht Zutritt zu ihr fanden. Als sie alle mit Dolchen auf sie eindrangen, begann sie furchtbar zu schreien. Es gelang ihr zu entkommen; sie rettete sich mit Hilfe einer Magd in eine Kammer, von wo sie laut zu Hilfe rief. Eine große Menge Menschen lief zusammen; der Bargello erschien, und die Mordgesellen flüchteten in die Kathedrale San Mateo. Als Antonello von dem Ueberfall auf seine Geliebte hörte, eilte er ihr zu Hilfe und fand sie in ihrem Blute schwimmend. Er ließ sie durch Wundärzte behandeln, die ihm Hoffnung auf ihre Rettung machten, und ließ die Mörder umstellen, so daß sie nicht aus der Kirche entkommen konnten. Doch die Herzogin befahl ihm, sie entfliehen zu lassen, und er versprach ihr zu gehorchen.

Er ging zu Giovanna und erzählte ihr mit jugendlicher Unklugheit, was die Mutter ihm befohlen. Als sie dies hörte, ergriff sie der Grimm gegen die Herzogin, und sie erzählte Antonello die ganze Liebesgeschichte seiner Mutter mit Caraffa mit

allen Nebenumständen. Antonello erstattete sofort seinem Vater Bericht. Der Fürst war sehr empfindlich im Ehrpunkt. Doch wollte er sich mit eigenen Ohren von seiner Unehre überführen und begab sich mit seinem Sohne heimlich zu Giovanna. Hier vernahm er den ganzen Handel mit so vielen Einzelheiten, daß er nicht mehr zweifelte, weder an dem Fehltritt seiner Frau noch an der Untreue seines Freundes. Er beschloß sich zu rächen und befahl Antonello und Giovanna tiefes Schweigen an.

Die Fürstin schöpfte Verdacht auf ihren Sohn und hatte auch von der Zwiesprache mit Giovanna durch geheime Spione erfahren. Sie war auf Gift gefaßt und nahm täglich Elixiere und Gegengifte ein. Auch verständigte sie ihren Geliebten von dem Vorgefallenen durch einen Brief, den sie ihm durch den jungen Sohn einer alten Dienerin sandte. Der Herzog hatte Spione ausgestellt; diese fingen den Boten auf und brachten den Brief ihrem Herrn, der die Untreue seiner Gattin so aus ihrem eigenen Schreiben erfuhr. Nun zauderte er nicht länger und gab ihr ein Gift ein, durch das sie ein schleichendes Fieber bekam. Trotz ihrer Gegenmittel starb sie nach 14 Tagen. Hierauf sandte der Herzog Leute nach Neapel, die Karl ermordeten. Dann rächte er sich auch an Giovanna, indem er ihre Wunden vergiften ließ.

In Neapel redeten die Müßiggänger viel von dem Tode der drei und seiner Ursache, und als der Fürst erfuhr, daß einer der vornehmsten Barone des Königreiches, sein Feind, der ein schönes, aber lasterhaftes Weib hatte, von der Unehre sprach, welche die Fürstin Ramondina über das Haus Sanseverino gebracht hätte, ließ der Fürst einen prächtigen Palast gegenüber der Kirche Santa Chiara erbauen und sein Wappen über dem Portal anbringen. Auf dem Helm des Wappens ließ er zwei Hörner machen, mit der Umschrift:

„Porto le corna, che ognun le vede.
Altro le porta che non se la crede."

(Ich trage Hörner, welche jeder sieht.
Manch andrer trägt sie — und er weiß es nicht.)

Karl Schönherr: „Erde".

Gespielt im „Wiener Burgtheater" am 22. Februar 1908.

Von Felix Salten.

Von den größeren Arbeiten, die Karl Schönherr bis jetzt geleistet hat, ist das die dritte: „Erde", eine Komödie des Lebens. Voran gingen zwei kleine Dramen. Einakter aus der Bauernwelt, von einer frischen Energie so sehr gestrafft, von einer blutroten Leidenschaft so tief gefärbt, daß gleich alle Erwartungen auf diesen neuen Mann gerichtet waren.

Dann kam der „Sonnwendtag", ein großes Gelingen. Mühelos und wie aus spielender Kraft geschaffen. Dann kam „Familie", eine schleppende, mühsame, schweißbedeckte Arbeit. Menschen und Konflikte wie unter grauen Schleiern. Auch der Dichter wie vom Schleier einer Mißstimmung verhüllt, unfreudig und beinahe keuchend. Und jetzt „Erde". Eine Arbeit, in der wieder Kraft pulsiert, und Lebendigkeit und Energie. Ein starkes Tempo in dem wortkargen, zuschlagenden Dialog. Dabei eine träge Langsamkeit im Schritt der Handlung. Ein Werk von Qualität und Rang im ganzen. Die ungewöhnliche Komödie eines ungewöhnlich begabten Mannes. Aber das Menschliche — —

Da ist ein alter Bauer, der nicht sterben will. Und da ist sein Sohn, dem das Leben des Vaters zu lange dauert. Im ersten Akt wird der Alte von einem scheuen Pferd geschlagen. Der allgemeine Eindruck: das übersteht er nicht. Und verhaltener Jubel in der Stube. Die eine Magd hat vor zehn Jahren den Sohn geliebt. Der Junge wollte sie heiraten, der Vater wollte seinen Segen geben. Aber sonst nichts. Das schien dem Sohn zu wenig, um ein Heim zu gründen, und selber Vater zu werden. Die Magd schlug dem Geliebten vor: Gehen wir weg, arbeiten wir. Und sie machte die treffliche Anmerkung: „die Welt sei ja keine Hühnersteigen“. Anderswo sei auch noch Platz. Das meinte der Junge nicht, wollte nicht selber sein Haus erarbeiten. Sondern zog es vor, hier zu bleiben und zu warten, bis der Vater stirbt, bis er den schönen Bauernhof zurückläßt, bis man sich in das ererbte Bett legen und bequem ausstrecken kann. Menschlichkeit.

Bisher freilich hat der Sohn vergeblich gewartet, ist in diesen zehn Jahren sechsundvierzig alt geworden, und die Magd, die seine Braut gewesen, hat jetzt graue Haare. Eine andere Magd ist jetzt da, eine jüngere, eine schlaue. Sie weiß: wenn der Alte stirbt, dann hat sie beim Sohne leichtes Spiel. Dann braucht sie die angegraute Rivalin nicht zu fürchten, dann wird sie Bäuerin hier auf dem Hof. So warten diese edlen drei. Und ein paar Knechte schauen dieses Familiengemälde mit an, bereden es im Ernst und im Scherz. Der alte Bauer aber ist rüstig, weicht nicht vom Platz. Und die anderen sind verzweifelt. Hannesla, der Sohn, Trine, seine ältere Braut, und Mena, seine jüngere Genossin. Da wird der Alte von einem Pferdehuf vor die Brust geschlagen. Es ist wie ein Lichtstrahl. Das überlebt er nicht mit seinen zweiundsiebzig Jahren. Man darf also wieder Hoffnung atmen. Wie gesagt: Menschlichkeit. Und es scheint auch, als könne der arme, alte Mann diesen Unfall nicht überleben. Die junge Magd erfreut sich daran, daß der Alte an Körpergewicht abnimmt. Er schwindet hin. Aus dem Kalender, wo sie's gewissenhaft aufnotiert hat, liest sie vor, wie er immer weniger wird. Der alte Bauer fühlt es selbst, läßt den Tischler kommen und sich den Sarg anmessen, läßt den Totengräber holen, und bestellt ein Grab. Dann legt er sich ins Bett, wird mit dem Bett in die Kammer geschoben, um dort auf's Sterben zu warten. Kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, da umfängt der Sohn die junge Magd, umfängt sie an den Hüften, und mit einer Stimme, die vor innerer Glückseligkeit kippt und schluchzt, ruft er: du sollst mir Kinder geben! Einen Augenblick nachdem der Vater sich den Sarg anmessen ließ, und sich auf das Totenbett streckte. Ach ja, Menschlichkeit.

Nur stirbt der Alte doch nicht. Es ist eine herzerquickende Szene, wie der Vater, den offenbar alle den Winter über in seiner Kammer allein liegen ließen, wie der Vater, den man offenbar wie einem alten Hund im Winkel die Einsamkeit zum Verrecken gönnte, wie der nun wieder neu erwachend sich auf die Wage stellt, wie es sich erweist, daß er wieder „Fleisch ansetzt“, daß er also nicht sterben wird, und wie ihm die junge, enttäuschte und empörte Magd ins Gesicht schreit: „Alter Teufel du, willst du denn gar nimmer hin werden!“ In Gegenwart des Sohnes. Es ist ferner ein wonniger Anblick, wie der Sohn gebrochen und vernichtet, weil sein Vater wieder gesund ist, zur Tür hinauswankt.

Dazu noch Einzelheiten: während der Alte allein, unbetreut und still in der Kammer lag, fiebert das ganze Bauernhaus in der stündlichen Erwartung seines Absterbens. Und im Oberstübchen zimmert der Sohn eine Wiege für das Kind, das die Magd schon von ihm unter dem Herzen trägt. Er zimmert die Wiege und singt dabei! Dann, wenn die Enttäuschung hereinbricht, schenkt die Magd einem anderen Bewerber Gehör, einem kleinen Bauer. Und der nimmt die Schwangere zur Frau. „Was wachst, ist gut“, sagt er. Das sind so nebenher Einzelheiten.

Das Stück heißt: „Eine Komödie des Lebens“, und wenn man darüber wegschaut,

daß ja eigentlich jedes gute Stück eine Komödie des Lebens sein muß, dann wird es vielleicht deutlich, was der Dichter hier gemeint hat. Es ist der Lauf der Welt, möchte er sagen, daß die Alten den Jungen Platz machen. Und er möchte sagen: es ist eine Komödie des Lebens, wenn einmal so ein Kernmensch nicht sterben will, wenn er seinem Sohne den Weg versperrt, wenn die Gegenwart des Vaters länger dauert, als des Sohnes Liebe. Er möchte vielleicht sagen: Elternschicksal. Die Bande des Gemütes vom Kind zum Vater geknüpft, sind nicht endlos, dauern über gewisse Jahre nicht hinaus. Wenn diese Jahre abgelaufen sind, ist auch das Gefühlband abgerollt. Und was bleibt, ist nur noch der Kampf der Jugend gegen das Alter. Komödie des Lebens. Ich danke.

Des Dichters Haltung ist so, daß er zu sagen scheint: seht, was für ein Prachtkerl dieser alte Bauer. Der Dichter scheint zwischen den Gestalten zu stehen, sie zu lieben, und bemüht, sie in Poesie zu hüllen. Denn, wie gesagt, der Alte — ein Prachtkerl. Hängt mit allen Fasern an der Scholle, die er bebaut. Fühlt den Besitz der Erde wie eine seelische Trunkenheit. Wenn jemand über seine Jungsaat hingeht, so ist es ihm, als ob ihm wer auf dem eigenen Leib herumtrampeln würde. Und wenn jemand eine Axt in den Stamm seiner Weißtanne schlägt, dann ist es ihm, als spüre er den Hieb im eigenen Fleisch. So ist der Alte. Hochgestellt, damit man bewundernd sage: was für Lebenskraft, was für eine Urgewalt wohnt doch in einem solchen Bauer. Der Dichter selbst scheint es zu sagen.

Auch der Sohn hat Schönherr's Sympathie. Wenigstens trifft ihn nirgends ein anderer Reflex. Diesen Sohn sollen wir als einen schwachen, aber unglücklichen Menschen nehmen. Keinen Willen hat er, keine Energie. Aber an der Scholle hängt er, wie der Vater. Kann vom Hof nicht weichen, geht lieber kaputt, ehe er die Heimat läßt. Und die Sehnsucht nach Kindern ist in ihm, sprengt sein Herz. Da muß er sich nun mit seinen Wünschen, seinem Hoffen und seiner Jugend hinwelken sehen, muß sehen, wie der Vater ihm den Platz wegnimmt.

Dann die alte Magd und die junge Magd. Wie stark ist in beiden der Trieb, eigenen Grund und Boden zu besitzen. Die alte, angeborene Bauernsehnsucht. Ach ja, die Bauern.

Und nun haben wir ein hochaufschäumendes Bauernentzücken rund um Schönherr. Großstadt-Literaten zergehen vor Wonne. Erdgeruch, Urwuchs, Bodenständigkeit, Herbheit, kerniges Wesen, Natur, Natur, Natur. In allen Tonarten wird dieses Thema jetzt angestimmt. Die ganze Unsicherheit der großstädtischen Literatur kommt da wieder einmal winzig und kläglich zum Vorschein. Es kommt zum Vorschein, wie keiner den Boden, auf dem er steht, wirklich liebt, wie die meisten ihren eigenen Wurzeln mißtrauen, wie sie sich ihrer eigenen Art schämen, wie sie ihre Abkunft und ihr Geblüt verhöhnen, bespötteln, hassen. Es braucht nur einer in Lederhosen, im Lederrock und mit nackten Knien mitten unter diese Gemeinschaft zu treten, und sofort greift der Bodenbeständigkeits-Snobismus, die Angleichungs-Devotion, die jämmerlichste Kulturskepsis Platz unter ihnen. Sofort wird der Anlaß benutzt, um sich gegenseitig als hergelaufenes Aestheten-Gesindel zu beschimpfen. Gewesene Turnlehrer begeistern sich, lassen wild die im Journalismus erschlafften Muskeln spielen und jauchzen: Herbheit! Kernigkeit! Erdgeruch! Dieser allgemein mangelnden Selbstachtung, diesem Parteihaß, dieser Bereitwilligkeit, vor dem eigenen Wesen zu flüchten, verdankt es Karl Schönherr, daß so viel Geschrei ihn umgibt, daß so demonstrativer Zuruf ihn empfing, und daß es so schwer wird, seine starke dramatische Dichtergabe ruhig zu werten. Denn er soll jetzt nichts mehr und nichts weniger sein als der Nachfolger Ludwig Anzengrubers.

Anzengruber, dessen Natur quellend war, überschäumend, während Schönherr bei aller Sehnigkeit trocken ist und mager, nicht reich an Einfällen, nicht gelenkig in der Arbeit. Und nicht naiv. Dieses Schaffen, ein schweres Ringen, gleicht einem Würgen beinahe.

während das Schaffen Anzengrubers ein Sprudeln gewesen ist. Anzengruber, der die beste und schönste Menschlichkeit enthüllte, an dessen Wurzelsepp, an dessen Steinklopfer-Hans man nur denken braucht, um den ganzen Abstand zu messen.

Menschlichkeit. Es ist freilich der Weltlauf, daß die Alten den Jungen Platz machen müssen. Aber doch nicht die Eltern den Kindern. Aber doch nicht so, daß der Sohn verderben muß und als klagende Jammergestalt umherwandeln darf, weil die Erbschaft auf sich warten läßt. Weltlauf? Aber doch nicht ein Weltlauf, darin es „eine Komödie des Lebens ist“, wenn man drei Akte lang in der Spannung hängt, ob ein alter Mann endlich sterben wird oder nicht. Ein Zweiundsiebenzigjähriger. Und muß sich von der Kebsin des Sohnes anschreien lassen: „Willst du denn gar nicht hin werden?“ Mag diese Kernigkeit, diesen Erdgeruch bewundern, wer will. Ich finde es abscheulich.

Wenn uns das gezeigt wird, wie Zola solche Dinge enthüllt hat, wie Tolstoi sie zeigte, mit aller Deutlichkeit der Warnung: hier ist ein Abgrund, neigt euch über diesen Rand, schaut in diese Tiefe nieder, denn da unten sind Menschen, und sie versaulen, von der Macht der Finsternis verhüllt, sie müßten gehoben, müßten erzogen, müßten endlich vom Licht erreicht werden. — — — Wenn das so gezeigt wird, dann kann man ein Kunstwerk bestaunen, kann es lieben, wie es vom mißhandelten Leben durchbebt wird; kann erschüttert sein, wie es von gepeinigtem Blut noch dampft. Und kann sich dem Dasein wieder zuwenden, an Erkenntnis reicher und angehaucht vom Schauer dunkelster Tiefen.

Wenn Guy de Maupassant solche Greuel aus dem Schlamm der Menschheit hebt, sieht man ihn selbst doch immer daneben stehen, ein Grandseigneur des Geistes und der Kultur. Nie bespritzt vom Dreck dieser „Echtheit“, formt er sie, zeigt ihre Tragik. Und keine Teilnahme ist in seinen ruhigen Gesichtszügen zu spüren. Vielleicht manchmal nur ein leises Beben, daß so was auf der Erde wandelt, dicht neben ihm, daß so was Mensch und Schicksal heißt.

Wenn aber diese Menschheit mit einer gewissen Solidarität geschildert wird, weigere ich mich, den bodenständigen Dichter oder seine Werke zu bewundern, wenn es heißt: ach, welch ein köstlicher Erdgeruch, welche herben Charaktere, welche primitiven Empfindungen, welche kernigen Konflikte, was für bodenständige Denkweise! — Dann erlaube ich mir, diesen Konflikt näher anzuschauen. Der Mann will gar keinen anderen Platz im Leben, als gerade den, den er nach seines Vaters Ende zu erwarten hat. Mit dem Kinderzeugen will er dann erst beginnen, bis der, der ihn selber gezeugt hat, zur Grube fuhr. Wenn der Vater sich den Sarg bestellt, geht der Sohn eine Wiege zimmern und jodelt dazu. Und mit zweiundsiebenzig Jahren erscheint ihm sein Vater schon überlebig und überflüssig. Diesen Bauernsohn, den des Dichters Meinung nicht verwirft, den der Dichter extra noch als kinderlieb und Gemütsmann schildert, soll ich als eine Natur als herb, kernig, frisch hinnehmen? Ist er das alles wirklich, dann ekelt mir vor nichts so sehr als vor denen, die da natürlich, herb, kernig und frisch sind.

Soll ich den Alten als einen Prachtkerl anstaunen, als einen Kernmenschen, weil er mit zweiundsiebenzig noch aufrecht dasteht, und soll die Augen vor Entzücken verdrehen, und sagen: ach ja, diese Bauern, das ist noch Rasse?! Vor wenigen Tagen verstarb in Wien der alte Minister Plener, achtundneunzig Jahre alt. Ging mit sechsundneunzig noch durch die Straßen und rief, wenn die Fiaker ihn einluden: „Fahrn' m'r Exzellenz“ . . . mit dröhnender Stimme und mit schallendem Gelächter: „Alte Leute sollen fahren, i geh zu Fuß“. Und war ein Aktenstaubschlucker sein Lebtag, ein Kanzleimensch, ein Großstädter, der noch mit sechsundneunzig in der Opernloge saß, ohne einzunicken. Rudolf v. Alt saß als Neunzigjähriger noch am Zeichentisch, aquarellierte und malte. Mommsen, der nicht als Bauer gelebt hat, konnte im neunten Dezennium seines Lebens noch geistige Arbeit verrichten, die mehr

Frische und Sammlung fordert, als Roggen einfahren. Menzel war in diesem Alter noch emsig, und Israels, fast neunzigjährig, ist noch am Werk. Soll ich mich wirklich als entnervten Großstädter empfinden, wenn ich einen zweiundsiebenzigjährigen Bauer auf der Bühne rüstig vom Kuhdünger reden höre? Oder soll ich den Vater bewundern, der seinen Sohn verschmachten läßt, ihn verspottet, und ihm nicht zum Glück des Schenkens hilft?

Von den größeren Arbeiten, die Karl Schönherr geleistet hat, ist das die dritte. Zuerst der „Sonnwendtag", ein großes Gelingen, dann „Familie", eine gequälte Mühseligkeit. Und jetzt „Erde". Eine trockene Orgie in Erdgeruch, eine rechnerische Bodenständigkeits-Extase, eine etwas hochmütige Talentparade in Lederhosen und nackten Knien. Dennoch muß es bei alledem gesagt werden, daß Schönherr eine Hoffnung ist, daß er eine reiche Erfüllung werden kann. Vielleicht. Nur von Anzengruber soll man nicht sprechen. Anzengruber ist ein Eigener gewesen, hat eine eigene Welt erschaffen. Und Schönherr ist ein Nachgeborener, ist in der von Anzengruber erschaffenen Welt geboren worden. Dann ist da noch ein anderer, wesentlicher Unterschied. Anzengruber war im städtisch-schwarzen Literatenkleid ein Naturmensch. Und Schönherr ist im Lederrock des Naturmenschen doch mehr ein Literat. Ausschlaggebend aber bleibt das Menschliche. Schönherr ist aus der Bauernverehrung noch nicht aufgewacht, bewundert, entschuldigt, liebt noch Vorgänge, Handlungen und Denkarten, die er mit literarischen Schlagwörtern: „herb", „urwüchsig", „wurzelecht" und „kernig" nennen hört, die aber einfach abscheulich, niedrig und viehisch sind. Ihm fehlt noch der Widerwille, der Ekel, der produktive dichterische Widerwille, den Zola empfand, Tolstoi, Maupassant, und den Anzengruber so wundervoll in Tragik zu wandeln oder in Humor aufzulösen verstand.

Der Tragsame.

Er trug mit kräftigen gebräunten Armen,
Gebeugt von schwerer Wucht auf dem Genick,
Die Lasten seiner Herrin, der Erbarmen
Ein Fremdes schien; denn erzen blieb ihr Blick.

Er schien ihr Nichts; mocht er vom Schweiße triefen,
Sie winkte niemals den geringsten Dank,
Und stieg er auch für sie aus Meerestiefen
Und duftete nach Salzen und nach Tang.

Doch einst geschah's, daß er am Meer gesessen,
Das Kinn gestützt in die beschwielte Hand,
Da mußte sie ihn mit den Blicken messen
Und schrie nach ihm und warf sich auf den Sand.

Doch er, der sonst zu ihren zarten Füßen
Sich plagend alles legte, was ihr Sinn
Begehren mochte, schrak auf solches Grüßen
Empor und wich und floh zur Wüste hin.

Otto Frhr. v. Taube.

Französisches Cabaret. (Chat Noir — Aristide Bruant — Yvette Guilbert.)

Den Pleonasmus: Französisches Cabaret entschuldige die Notwendigkeit, Assoziationen abzuwehren, die sich auf den Mißbrauch eines Wortes gründen. Se méfier de contrefaçons! In Wahrheit hat es nie ein anderes als ein französisches Cabaret gegeben. Unserem vortrefflichen Baron Biedermeier — souvenez-vous en! — sei ohne weiteres zugestanden, daß er sich in den zwei Jahren Unsterblichkeit, die er — wo ist die Zeit? — mit seinem Ueberbrettl erlitten hat, immer säuberlich in den Grenzen seiner deutschen Ideen hielt. Erst das kleine Berliner Raubzeug, das aus allen möglichen Schmieren, Kneipen und Agenturen hinter diesem plötzlichen Riesenerfolg jappend dahergelaufen kam, hat, auf der Suche nach einer höheren Ausrede für seinen flachen Schwindel, die Sinnverlassenheit der Wortverbindung: „deutsches Cabaret" in den Betrieb seiner Industrie eingeführt.

Das Ueberbrettl in Deutschland begann mit Prinzipien, das Cabaret in Frankreich mit Chansons. Es ist niemals erfunden oder gegründet worden, ebensowenig wie irgendeine andere Unterhaltung im Wirtshaus, ob sie nun von Bürgern, Bauern, Fuhrknechten, Offizieren oder Künstlern bestritten wird. Rodolphe Salis, nun schon mit dem Glorienschein des originalen Anregers fast in die Kulturgeschichte entrückt, war nur der erste größere Ausbeuter dieser Künste; er machte aus der Unterhaltung ein Institut. Das Genre aber ist nicht im Chat Noir entstanden, es ist dort nur eine Weile konzentriert und präpariert worden. Niemandem gehört es zu eigen, als nur dem Geiste der französischen Sprache selbst. Er schleift die Worte bis an den Kern ihres Inhaltes ab, verlegt das tönende Schwergewicht an den Schluß; ein unermeßlicher Vorteil für überraschende Pointierungen. Er duldet in unbetonten Endsilben keinen anderen Vokal, als das stumme e; dies gibt auch den weiblichen Reimen kräftigeren Schwung und eine unauffällige Korrektheit. Er ist arm an Worten, aber unendlich reich an Beziehungen und Bedeutungen der Worte; so läßt sich fast jeder Begriff und jedes Verhältnis innerhalb weniger Zeilen doch ein paar Grade um seine eigene Achse hin- und herdrehen. Er ist gelenkig, ja leichtfertig in seiner Syntax, aber voller Respekt vor der Präzision der Laute; die Schlamperei unreiner Reime wird nicht gelitten. Sie wäre auch überflüssig, da die Reste lateinischer Grammatik noch soviel Gleichförmigkeit in den Suffixen der Verba, der Adverbia, gewisser Substantiva gelassen haben, daß man um einen geschickten Reim nie verlegen sein kann. Um so leichter spinnt sich der Gedanke in den flüssigen Versen fort, der Witz darin behält seine ganze schlagende Kraft und braucht fast nichts auf die Formung und Wahl des Reimes auszugeben. Das verstärkt die geflügelte Leichtigkeit noch, die schon im akustischen Auftrieb der betonten Endsilben liegt.

In den beweglichen Rhythmen einer solchen Sprache mag wohl ein Kampflied wie Trompeten dröhnen, ein Spottlied pfeifen, wie ein frecher Spatz. Die Sentimentalität ist freilich weniger echt und tief, als in unserem schwereren Deutsch; aber sie hat, noch von den alten Königen her, eine sehr gute Erziehung und eine unverlierbare Grazie. Die Kampflieder mußte der Chat Noir von vornherein ausscheiden: „Passant, sois moderne!" Zum ernsten Kampf gehört das Pathos, und das Pathos ist überall aus den Inventarien des modernen Empfindens gestrichen. Nur der Spott und die Sentimentalität durften bleiben, Ironisches und Lyrisches. Sie verbanden sich auch gern in einer säuerlich erquickenden Mischung (deren allergrößter Meister, meine ich, Xanrof ist). Ja, in der Tatsache dieser Mischung war noch die beste Möglichkeit vorhanden, eine ganz persönliche Note zu finden. Denn die französische Ironie ist ganz in der französischen Sprache gegeben und die französische Sentimentalität ganz durch die französische Kultur bedingt. Da aber ein jeder von diesen literarischen Sängern seine Sprache und, trotz Zigeunertum, auch die Kultur seines Volkes

bis auf die letzte Nuance in seinen Instinkten hat, so muß er bald, im scharfen Gebrauch der Worte, wie im sanften Schliff der Empfindungen, die Höhe erreichen, auf dem eine gut gelungene Chanson an Ton und Wert der anderen gleicht. Was darüber hinausragt, gehört schon der bleibenden Literatur; die Lieder des Cabarets aber sollen dem Tage gehören und sein Gesicht tragen. Die einzelnen Persönlichkeiten können sich darum fast nur in den Graden jener Mischung, im Verhältnis der lyrischen und der ironischen Stimmungselemente voneinander abheben. Sonst aber machte es literarisch und menschlich nicht viel Unterschied, ob Donnay über die „Alten Herren" und über „Adolphe, den traurigen Solisten der Liebe", oder ob Xanrof über das Unglück der vier verliebten Studenten ein paar unglaublich komische Seufzer losließ; ob Salis bei den Schatten von Caran d'Ache sich über den Präsidenten Carnot oder ob Pierre Veber sich bei den Zeichnungen von Jean Veber über den Präsidenten Périer hermachte; ob Gabriel Montoya die schönen Augen oder ein anderer die schönen Füße der Geliebten besang.

Nicht im Geist und in der Kunst des französischen Cabarets fand sich also die unaufhörliche Erneuerung, das ewig Frische; es kam mit den Ereignissen hinein. Auf diese sofort und mit der treffendsten Schärfe zu antworten, sich nicht verblüffen zu lassen und sich nicht zu genieren, das war und ist freilich das größte und sympathischeste Verdienst dieser Sänger. Wieviel von diesem Verdienst wiederum auf die Gelenkigkeit und Schnellebigkeit der Sprache selbst, wieviel auf republikanische Freiheit des Redens und Singens, wieviel auf die Freude des Publikums am besseren Tratsch und an der gröblichen Verunglimpfung zu setzen ist, das würde wieder seine eigene Untersuchung beanspruchen. Ha, welche Lust, Cabaretier zu sein, wenn einem nebst allen Personen der bürgerlichen und adeligen Gesellschaft auch alle Stände wehrlos ausgeliefert sind: Militär, Polizei, Verwaltung; Hauseigentümer und Hausmeister, Dichter und Maler; Minister und Staatsoberhäupter, ja selbst Chefredakteure! Kein Zweifel, daß gegenüber dieser üppigen Fülle in der Auswahl der Stoffe unsere armen Refrainschmiede und Reimkleisterer weitaus im Nachteil sind. Sie laufen zwar auch mit krampfhaft gespreizten Fingern der Aktualität der Dinge nach; aber um die Menschen und um die Fragen des Tages ist meist eine stachelige Hecke behördlicher Vorschriften, eine Mauer wehleidiger Empfindlichkeiten oder stumpfer Interesselosigkeit gezogen. Die gründliche Behandlung politischer Gegenstände verhindert bei uns, wenn man sich schon um die Zensur herumdrücken könnte, der ziemlich unpolitische Geist des Volkes und außerdem die unausrottbare Manier, im Refrain und nicht im Inhalt die Einheit des Couplets zu sehen, so daß die Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit des Besungenen das Interesse am einzelnen Gegenstand herabdrücken, ja aufheben muß.

So ist das Blühen der Pariser Cabarets aus ihrer intensiven Lebendigkeit erklärt, die mit Tag und Stunde läuft, jede neue Erscheinung frisch reflektiert und so nur den künstlerisch heiteren Rand des öffentlichen Bewußtseins darstellt, an den man sich schließlich gerne flüchtet, wenn man sich über das Aergerliche nicht mehr ärgern, sondern auslachen will. Man könnte auch von einem Verfall der Pariser Cabarets sprechen, der in den letzten Jahren bemerkbar geworden wäre. Wer weiß, ob mit Recht. Wie diese Kunst nie erfunden wurde, sondern in der Sprache selbst begründet ist, so hat sie auch keine Zeit des Verfalles; es müßte denn auch die Sprache und mit ihr das geistige Leben dort degenerieren. Soweit halten wir noch lange nicht. Vermutlich hat die plötzliche Dezentralisation, die bald auf den Tod Rodolphe Salis' folgte, eine zeitweilige Krise herbeigeführt; aber nur in den einzelnen Unternehmungen. Dabei mag das Genre nach wie vor in seiner lebendigen Gesundheit bestehen, die unangreifbar bleibt, solange der Pariser, leicht erregbar, klatschsüchtig, boshaft, von spitzig geschliffenen Worten fasziniert, ein guter Zuhörer guter Witze sein wird. Mag sein, daß sich das Publikum geändert, daß der

Snob andere Verpflichtungen zur Extase entdeckt hat. Vielleicht kehrt die Chanson wieder ganz ins Volk zurück, nachdem ihre literarischen Formen so lange Spezialität für die Reichen gewesen waren. Dann wird man eben an den Straßenecken, bei den Klängen einer verstimmten Gitarre, die besten politischen und erotischen Lieder hören; für die, die es verstehen, wird eben die Straßenecke dann sein, was das Cabaret bis dahin gewesen ist.

Es hat ohnehin nie aufgehört seine Volkstümlichkeit kräftig zu betonen, zeitweilig sogar mit einem gewissen stilvollen Trotz zu übertreiben. Damals schon, als der schwarze Kater des Rodolphe Salis die verblüfften Bürger anzupfauchen begann, vielleicht noch etwas früher, ging der vierschrötige Aristide Bruant, die Hände in den Taschen der Hose, den Foulard locker um den Hals gelegt, ein ernsthafter Schauspieler bohèmischer Ungeschlachtheit in seiner Schenke herum und warf den Gästen seine ausgesuchten Grobheiten und seine ungesuchten Chansons zu. Die waren, wie Gras aus den Ritzen eins Pflasters, aus dem lebensheißen Pariser Boden heraufgewachsen; staubgrau, hager, ohne Zier und Weichheit, aber stark an Wurzeln und unverwüstlich. Als er noch durch die Weiten und Tiefen der unendlichen Stadt bummelte und hungernd strolchte, waren diese Rhythmen in ihn gedrungen wie der Sauerstoff der Atmosphäre, wie die Dämpfe der Fleischküchen, wie der Gestank der Misthaufen; diese Refrains waren an ihm hängen geblieben, wie Staub in den Kleidern oder Erde an den Schuhen. Paris hat sie ihm an allen Straßenecken zugeflüstert, vorgesungen. Hinter dem bloßen Namen eines Stadtviertels taucht ihm oft schon ein menschlicher Typus mit seinem ganzen Schicksal empor: „A la Villette", „Belleville-Ménilmontant", „Au Bois de Boulogne", „A Montrouge" — mehr braucht er nicht für die suggestive Kraft eines Refrains. Er spielt nicht mit Worten, hat keine polierten Reime, erfindet fast niemals Bilder, wenn man nicht die gangbaren Metaphern des Argot dafür nehmen will. In seinen Versen ist der brutale Ernst verzweifelter Tatsachen, eine fast mürrische Knappheit im Wort ist ihr Stil. Nur manchmal läßt er, für die allerärmsten Seelen, die an seinem Wege kauern, wie im Vorübergehen ein paar mitleidige Seufzer fallen. Sein Couplet „Sur le trottoir" zum Beispiel beginnt ganz unbarmherzig:

„A' sont des tas
Qu'ont p'us d'appas
Et qui n'ont pas
L' sou dans leur bas"

und endet so wehmütig fromm, als hätte ihm Paul Verlaine, frühmorgens noch aus einer Kirche kommend, die Stimmung dafür eingegeben:

„Christ aux yeux doux
Qu'est mort pour nous,
Chauff' la terre où
's qu'on fait leur trou!"

Der Refrain konstatiert dann wieder ganz trocken, nur im traurigen Rhythmus seines traurigen Inhalts:

„Pierreuses, trotteuses,
Ell's march'nt le soir
Quand il fait noir
Sur le trottoir."

Für die Kraft und Gedrungenheit seiner Rhythmen reicht die flüssig gleitende Bewegung des Vortrages nicht aus, in die sich sonst die Chansonniers vom Takt der Sprache selbst mit fortreißen lassen. Nur die Fähigkeit tiefsten Mitbegreifens und eine ganz konzentrierte Kunst der Menschendarstellung können seinen Versen gleichwertiges tönendes Leben erschaffen. Eine einzige Stimme hat, außer der seinigen, Härte und Seele genug für solche Darstellung: die der Yvette Guilbert. Sie ist bisher die unvergleichlichste Durchschauerin und Zeichnerin seiner Gestalten. Ihre Kraft ist der des Dichters ebenbürtig.

Auch sie wächst, aus dem Grunde einer starken und einzelnen Persönlichkeit von radikalstem Geist, hoch über die allgemeineren Grade kultivierter Volkstümlichkeit und nationaler Raffinements empor. Die Seele ihrer Kunst ist persönlich betonte Aktion, ist voll-

kommen dramatisch; auch im Witz, den sie immer, er sei erotisch oder sozial, darstellt, niemals bloß erzählt. Ihre Kunst ist der der Szene innigst verwandt, aber von einer solchen Intensität der einzelnen Momente, daß sie den zur Schöpfung eines bühnenmäßigen Charakters notwendigen architektonischen Zusammenhang fortwährend stören müßte. Sie hat als schlechte Schauspielerin angefangen und letzthin wieder Versuche mit regelrechter dramatischer Darstellung gemacht, die ihr wieder mißlangen; aber ihre außerordentliche Intelligenz, die im Grunde doch immer die stärkste Basis ihrer Wirkungen ist, hat ihre der Bühne nicht sehr tauglichen Mittel doch zu einer Art komprimierter Schauspielerei gezwungen. Die suggestive Gewalt ihrer Darstellung aber ruht zum großen Teil auf der physischen Kraft ihrer Mittel. Ihre Stimme klingt niemals lieblich, selten rein; aber es schweben in ihr die verschiedensten Metalltöne, vom hämmernden Erz bis zum schmetternden Blech. Ihr Körper ist lang und knochig, ihre Haltung maskulin, von starren Linien; dessen wohl bewußt, nutzt sie diese Linien zu genialen zeichnerischen Effekten. In der Legende vom heiligen Nicolaus etwa geht sie, wenn der gespenstische Märchenschreck des Kindermordes vorüber ist, plötzlich ganz als Gottesmann dahin, mit wenigen langsamen großen Schritten; den Leib hoch aufgereckt, den langen starren Zeigefinger senkrecht in die Höhe, eine Figur aus einem alten Heiligenbild. Man spürt, daß eine weichere weiblichere Künstlerin einfach die Anspannung der Nerven und Muskeln nicht ertragen könnte, die dazu gehört, um die Konturen dieser genial einfachen Zeichnung auch in der Bewegung des Schreitens festzuhalten. Oder die erschreckende Geste, mit der sie bei den letzten Worten von „Ma tête“ die Mütze vom Scheitel reißt, hinausschwingt und zu Boden fallen läßt; man sieht einen Kopf abspringen. Die tödliche Entschiedenheit dieser Mimik ist ohne männlich gesehnte Arme, ohne die äußerste physische Festigkeit der Körperhaltung undenkbar. Dieselben zeichnerischen Ideen spielen auch in den Mienen ihres Gesichtes, wenn sie einen menschlichen Typus skizziert, oder wenn sie Gefühle parodistisch verzerrt. Denn das echte Gefühl beherrscht sie eigentlich nur in den kalten Zonen: Schreck, Grauen, tiefe angstvolle Seufzer. Wo es ins Weichere und Wärmere hinaufgeht, zu Mitleid, Freundschaft, Liebe, da sieht sie sich gezwungen, die natürliche Härte ihres Wesens in allerlei kleine geistreich umschreibende Nuancen zu zerkneten. Man lächelt, ist sehr ergötzt, aber niemals ergriffen.

Daß diese geniale Frau, die fortwährend aus den überreichen Quellen ihrer persönlichen Kraft und Intelligenz schöpft, mit den in der Sprache und im allgemeinen Geist begründeten, politisch satirischen, auf den Staat und die Gesellschaft zielenden Künsten des eigentlichen Cabarets nicht viel zu tun haben kann, ist klar. Sie kommt vom Varieté her; aber nur, weil der Besonderheit ihres dramatischen Schaffens keine andere Bühne bereitet war. Sie schafft in Formen von elementarster Menschlichkeit; in tiefen und starken Stimmungen, in Zügen von größter und weitester Geltung. Koketterie und leichte Spaßmacherei sind ihr fremd. (Sie zwingt sich wohl hier und da vergebens zu einer leicht durchschauten Harmlosigkeit.) Ihr dramatischer Impetus hat das Genre des Varieté-Vortrages zerstört und ein neues geschaffen; ähnlich bei Aristide Bruant, den auch die Intuition kennzeichnender Schicksale und die Formung wahrhafter Typen von der landläufigen Chanson ab- und den Werten dramatischer Kunst näherrücken. Darum müssen diese beiden Persönlichkeiten aus der Betrachtung des französischen Cabarets besonders herausgehoben werden. Yvette scheint diese Beziehung zu dem Dichter auch zu spüren; denn zu den besten ihrer „chansons rosses“ gehören die besten Lieder des Aristide Bruant.

Nun hat sie sich, eine ewig suchende, nie zufriedene Künstlerin, von den modernen Texten ein wenig abgewendet und die Couplets der dreißiger Jahre („Chansons Crinoline“) und die Volkslieder aus dem achtzehnten und siebzehnten Jahrhundert („Chansons Pompadour“) auf einen neuen Stil gebracht. Die historische Vermummung ist ihrer Person ganz

ausgezeichnet, ihrer Kunst nur wenig gelungen. Ihr Stil bleibt, im Krinolinenrock und im Pompadourkostüm, doch immer ganz unverschminkt nur der unserer heutigen Zeit: Analyse, tragische und ironische Psychologie. Das fällt besonders bei den Liedern auf, die von kleinen Liebesabenteuern im Weingarten, im Feld, auf der Landstraße erzählen. Also offenbar Bauernpoesie, etwa zum dörfischen Tanz oder zur ländlichen Arbeit gesungen. Sie aber macht kleine intime Komödien daraus, mit allen Finessen der falschen Scham, der versteckten Begehrlichkeit, mit erotischem Witz, der gar nicht rustikal ist. (Man vergleiche damit den saftigen, derb bäuerlichen Humor, mit dem Frau Niese zu Zeiten des seligen „Lieben Augustin" in Wien derartige Lieder sang — die freilich auch deutsch gedacht und textiert sind.) Der großen Kunst der Yvette tut natürlich diese eigenmächtige Vergewaltigung zugunsten ihres persönlichen Stiles keinen Eintrag. Das achtzehnte und das siebzehnte Jahrhundert sind nicht mehr herzuzaubern; um so wunderbarer, daß uns das zwanzigste seine Formen noch mit so viel Geist und Echtheit füllen kann. Willi Handl.

Randbemerkungen.

A propos des „A propos" in Nr. 6, Seite 184 im „Morgen".

Die Behauptungen des Herrn Herman Bang reizen mich zu einer kurzen Entgegnung. Anfangs wollte ich schweigen, aber es ist doch besser, wenn geantwortet wird.

Die Maschinenmeister werden nie die „wirklichen" Theaterleiter oder die „Hauptakteure" der Schauspiele sein, wenn die Stücke einen Gehalt haben und die Darsteller nicht selbst zu Staffagen hinuntersinken. Was schadet es, wenn in Wilhelm Tell ein „wirklicher" Wasserfall eingelegt ist? Er darf nur nicht zu stark betont sein, darf nicht zu dem werden, was bei einer Schmiere unter „Wilhelm Tell mit wirklicher Wasserfalleinlage" angepriesen würde. Aber sonst — warum denn nicht? Hat nicht jedes Bild seinen Rahmen? Und wie schlecht wirkt oft das beste Gemälde, wenn sein Rahmen dunkel und nicht hell glänzend, wenn er schmal und nicht mächtig, üppig breit ist? Wie würde sich der „Ring" ausnehmen, wenn die vortrefflichen Männer nicht Jahre ihres Lebens damit verbracht hätten, hydraulische, elektrische, Dampf- und andere Wirkungen zu studieren.

Ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen. Ich wünsche Ihnen nur noch zum Schluß, in irgendeinem schlechten Theater mal so ein Werk, sagen wir von Wagner, anzusehen — mit welcher Freude werden Sie dann wieder dorthin zurückkehren, wo das dezente Walten eines „Technikers" dem Stück erst die Möglichkeit gibt, seine ganze Schönheit Ihnen darzubringen.

Hochachtend

Efka.

Berlin, den 19. Februar 1908.

Cher monsieur.

Ich möchte Ihnen gern antworten.

Aber — „ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen".

Und doch: es wäre die höchste Zeit, ein „Halte-là" zu rufen. Denn in der Zeit der Technik und in der Stadt der bewundernswerten Technik wird in der Tat die Bühne von der Herrschaft der Techniker bedroht.

Wahr ist und bleibt, daß jedes Bild einen Rahmen verlangt. Der Rahmen aber darf das Bild selber nie unterdrücken. Und jedes Bild kann unter der übergroßen und verwirrenden Last des zu ziselierten Rahmens erstickt werden. Selbst ein Shakespeare-Bild kann von den allzuvielen und allzu bunten Regisseur-Bildern erstickt werden ....

Solange die Bühnentechniker dem Ziele der Bühne — der Menschendarstellung — dienen, seien sie von Herzen gelobt. Wenn sie aber anfangen, nur „das technische Wunder" zu erzeugen — dann — Halte-là.

Aber, cher monsieur — „ach was, es hat ja gar keinen Sinn, weiter zu predigen".

Herman Bang.

Polennot.

Weil man eine gefährliche geistige Epidemie — und das ist der Hakatismus — nicht energisch genug bekämpfen kann, möchte ich der „Polennot" im vorigen Heft noch ein Wörtchen nachschicken, das mir nachträglich eingefallen ist. Vor zwanzig Jahren habe ich in einer Polemik gegen die Antipolenpolitik etwa folgendes geäußert: Wenn mir einmal vor 1885 der närrische Einfall gekommen wäre, Preußen als gefährdet durch polnische Umtriebe darstellen zu wollen, so würde ich doch nicht gewagt haben, diesen Einfall zu veröffentlichen, weil darin eine so tödliche Beleidigung der preußischen Regierung, der preußischen Armee und namentlich der preußischen Generalität liegt, daß ich, meiner Ansicht nach, die härteste Bestrafung verdient hätte. Karl Jentsch.

Anatole France: Komödiantengeschichte.

Roman, übersetzt von Heinrich Mann. Verlag von Albert Langen in München.

In einer Zeit, die im allgemeinen, wenigstens bei uns in Deutschland, die großen Erfolge nur solchen Werken beschert, die einem aktuellen Interesse durch Tendenz dienen oder wesentlich Anteilnahme am Stoffe erregen, erscheint es als eine Pflicht des Kunstfreundes, das Publikum mit besonderem Nachdruck auf reine Kunstwerke hinzuweisen, die geeignet sind, den Geschmack am Feineren wieder zu beleben.

Ein solches Kunstwerk ist diese Komödiantengeschichte des großen Künstlers und nicht minder großen Dichters Anatole France. Es hebt sich aus der Masse zeitgenössischer Romane hervor wie eine edle Bronze unter Töpferwaren. Wie es die große Linie hat, hat es den Reichtum der intimen Nuance. Es ist edel und gefällig, groß und graziös, Ernst und Spiel zugleich, — ein Dokument künstlerischer Kultur, um das wir allen Anlaß haben, die Franzosen zu beneiden. Nichts kann für den feineren Geist unterhaltender sein, als diese Geschichte, die, bei aller Sinnlichkeit, von sehr nachdenklicher Natur ist.

Es sind Schönheiten in ihr von so auserlesener Art, daß man sie dem Höchsten beizählen muß, das wir in der Kunst der Erzählung überhaupt besitzen. Die Schöne Melusine von Jean Dampt ist, im Bereiche der modernen Skulptur, ein ähnliches Werk.

Otto Julius Bierbaum.

„Linkshändigkeit" als Heilmittel.

Die Eindrücke der Außenwelt, wie sie sich unserem Auge, unserem Ohr, unseren Empfindungen mitteilen, sammeln sich zu sogenannten „Erinnerungsbildern" im Gehirn um dort zu lagern; und je nach der Häufigkeit, mit der sie sich dem Empfinden aufdrängen, je nach der Größe des Reizes, mit dem sie das Gehirn treffen —, gelangen sie zu unserer Empfindung, bis sie uns (wie z. B. bei der Anwendung von Gegenständen, beim Schreiben und Lesen) gewohnheitsmäßig werden, so daß wir schon beim Hören eines Wortes, das einen Gegenstand bezeichnet, instinktiv sofort dessen Verwendung, Form, Gestalt usw. wissen, ohne überhaupt darüber nachzudenken, wie viele Nervenbahnen und Zentren in Bewegung gesetzt werden müssen, um diesen Begriff zu fassen und zum Ausdruck zu bringen. Gehen wir nun einen Schritt weiter.

Gewöhnlich vollführen wir jede Bewegung mit der rechten Hand, wie denn bekanntlich 95½ % aller Menschen Rechtshändler sind; und dementsprechend ist der Ort für alle eingangs aufgezählten „Erinnerungsbilder" das linke Gehirn, das infolge Kreuzung der Nervenbahnen im Rückenmark die Versorgung der rechten Hand übernommen hat. Durch diese Bevorzugung der rechten Hand wird also notwendigerweise das linke Gehirn die häufigsten Eindrücke und Reize erhalten, und infolgedessen am eindruckfähigsten sein, ja geradezu eine Sammelstelle für fast alle und besonders die schwierigeren Bewegungen darstellen.

Stiefkind dagegen ist und bleibt die linke Hand und die ihr entsprechende rechte Hirnhälfte. Es besteht eine so völlige Abhängigkeit der linken Hand von der rechten, ein derart schwerwiegender Unterschied zwischen linker und rechter Gehirnhälfte (wie weitgehende Untersuchungen gelehrt haben), daß man sagen muß: Die rechte Hand kann nicht nur vieles, was die linke nicht kann; nein! alles was die linke Hand überhaupt kann, kann sie durch die rechte, hat sie von der rechten entlehnt, oder auf dem Umwege durch sie erst gelernt.

Und während so dem linken Gehirn (rechte Hand-Versorger) alles untertan ist, all unser Denken, Fühlen, Handeln, Schreiben und Bewegen, besitzt das rechte Hirn allein nichts von alle dem. Untersuchungen an Kranken, die durch Schlaganfall rechtshändig gelähmt und so allein auf die rechte Hirnhälfte angewiesen waren, haben gelehrt, daß mit einem Schlage der Mensch der Sprache, der rechtsseitigen Bewegung beraubt, mit der linken nun gleichfalls führerlosen Hand nichts auszurichten vermag, eine Ruine geworden ist.

Die epochemachenden Beobachtungen von Prof. Lipmann an Leuten mit rechtsseitigem Schlaganfall, bei denen die ungelähmte linke Hand zu fast allen Zweckbewegungen des Handelns ungelenk und unbrauchbar geworden war, hat diese oben erwähnte Abhängigkeit unzweifelhaft und bis zur Evidenz bewiesen. Im Verlauf weiterer Untersuchungen hat sich mir nun die Möglichkeit gezeigt, diesen armseligen, eigentlich doppelt Gelähmten, die ja häufig noch sogar der Sprache beraubt sind, zu neuen Lebensäußerungen zu verhelfen und zwar durch Uebung der linken Hand. Und ich bin endlich zu dem Schluß gekommen, daß es auch bei normalen Menschen gelingt:

1. Durch Uebung die linke Hand der rechten gleichwertig machen.

2. Durch diese Uebungen die der linken Hand entsprechende, bisher brachliegende rechte Hirnhemisphäre zu vollster Tätigkeit zu entwickeln und sie so der bisher allein dominierenden linken Hemisphäre gleichwertig zu machen.

Einige wenige Beispiele seien angeführt:

So gelang es bei einem Rechtsgelähmten auf dem Umwege von systematischen Schreibübungen mit der linken Hand, ihm die Sprache, der er verlustig gegangen war, wiederzuschenken. Man hatte so das in der Anlage wohl vorhandene, aber bisher unbenutzt brachliegende rechtsseitige Sprachzentrum zu voller Tätigkeit geweckt.

Und daß dieser Besitz dauernd geblieben war, bewies ein zweiter ihn treffender rechtsseitiger Schlaganfall. Dieser beraubte ihn nämlich zwar von neuem der eben erst wiedergewonnenen geringen Beweglichkeit der rechten Hand, aber nicht mehr von neuem der Sprache. Diese war jetzt von dem zerstörten linken Hirn — eben durch jene Schreibübungen der linken Hand — auf das rechte Hirn als Eigenbesitz übergegangen.

Noch in die Augen springender ist der Erfolg in einem Fall, den Gutzmann behandelt hat. Als 13jähriger Knabe hatte der Patient seine linke Hand durch einen Schrotschuß verloren, hatte mit einer künstlichen Hand aber ganz gut umzugehen gelernt. Mit 30 Jahren erlitt er nun einen Schlaganfall, der die ganze rechte Seite vollkommen lähmte und ihn der Sprache beraubte. Der Aermste konnte die Arme nicht bewegen, er mußte gefüttert werde.. und bot mit der linken Holzhand, dem rechten gelähmten Arm, ein Bild des Jammers. Durch ein kleines Instrumentchen — einen Holzring mit einer Feder — den man über den Zeigefinger seiner linken Holzhand zog, — lernte er allmählich schreiben und sich mit seiner Umgebung verständigen. Aber noch mehr! Durch fortgesetzte Schreibübungen wurde die rechte Hirnhälfte zum vikarierenden Eintreten für die verlorenen Sprachfähigkeiten des geschädigten linken Hirnes so vollkommen gebracht, daß er nicht nur seine deutsche Muttersprache, sondern auch seine früheren Kenntnisse im Russischen und Französischen völlig wiedergewann. So war er dem Leben, kann man wohl sagen, wiedergegeben; er war wieder zum Menschen unter Menschen. Ein Beweis für die volle Entwicklungsfähigkeit des

rechten Gehirns bei systematisch-richtiger Uebung. Aber keineswegs das einzige Beispiel dafür! —

Eine stattliche Reihe ähnlicher Fälle stehen mir aus meinen Beobachtungen zur Verfügung.

Der Mensch ist das einzige Beispiel eines tierischen Lebewesens, das zwei völlig gleiche und vollkommen geformte Gliedmaßen hat, die sich doch in verschiedener Weise entwickeln: die Hände. Ja, er bildet nicht nur mit voller Absicht die eine Hand auf Kosten der anderen aus, sondern er rühmt sich sogar der halben Verkümmerung, zu der er seine ungeschickte linke Hand verurteilt. Ahnungslos hat er sich aber auch auf diese Weise selbst eines wertvollen Schatzes seiner geistigen Kraft beraubt, um ein kostbares Gut gebracht, ein Verlust, der um so schwerwiegender wird, je intensivere Anforderungen in unserer heutigen Zeit an das linke Gehirn als Alleinherrscherin gestellt werden, und je größer so der Verbrauch und die Abnutzung des linken Hirnes und je lauter das Verlangen nach seiner Entlastung sein wird. Daher ist die Forderung nur zu berechtigt: Entfaltung und Nutzbarmachung der linken Hand und so des rechten Gehirnes.

Wenn die Doppelhändigkeit Allgemeingut aller Kulturstaaten wird, eröffnen sich neue Wege zur Befreiung jener Aermsten aus dem Dunkel geistiger Umnachtung, für uns alle aber neue Bahnen zum friedlichen Geisteskampfe, neues Geistesleben in vielleicht ungeahnten Variationen von wahrhaft epochaler Bedeutung.

Manfred Fränkel.

Pantomime.

Sonderbar: Es gibt noch Nörgler in Berlin. Allerdings nicht in WW., allwo die aus allerhöchstem Vertrauen ins Herrenhaus berufenen Geheimen Kommerzienräte in imitierter Dogenpracht hausen, sondern an der Peripherie, wo die tristesse de la banlieue fühlbar wird. Auch nicht in der „Beletage“, wie das eigenwüchsige Berliner Französisch so schön sagt, sondern dem Himmel erheblich näher. Ich kenne so einen verdrießlichen Kumpan, der in einem kahlen Stübchen vier Treppen hoch horstet, und von dieser Warte aus unentwegt schimpft . . . oder wie soll man es nennen, wenn jemand mitten in einer politischen Hochkonjunktur nach so und soviel Monarchenbegegnungen nur graues Gewölk und nicht einen einzigen Strahl des lieben Himmelslichtes zu gewahren vermag? Trotzdem, oder vielleicht auch gerade deshalb: Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern. Seine Bitternis ist erquidlich nach so mancher faden journalistischen „Mehlspeis“, die unser Einer nolens volens kosten muß. Ich fand den Eremiten über einen französischen Schmöker gebeugt und sprach ihm meine Verwunderung aus.

„Ich weiß nicht, warum Sie diese Lektüre in Erstaunen setzt,“ sagte er. „Der alte Zwergenbischof Hohenlohe zog sie bekanntlich den Memoranden seiner Geheimräte erheblich vor. Warum sollte also ein nobody, der doch vermutlich nicht zur Nachfolge Bülows designiert ist, nicht lieber Gautier oder Mérimée als Hammann oder Katz lesen? Ich habe jetzt mehr als je das Bedürfnis, mich ins Unwirkliche zu retten, weil ich doch wenigstens weiß, daß ich es hier nur mit einem Phantasiespiel zu tun habe, während die neudeutsche Wirklichkeit mir ganz gespenstisch und unheimlich vorkommt.“

„Erkläret mir, Graf Oerindur . . .“

„Nun, ich habe jetzt immer das Gefühl, als ob ich etwa einer Pantomime beiwohnte. Ich sehe da auf der Bühne eine stattliche Schar von Akteurs. Sie wüten in Gebärden, und diese Gebärden scheinen irgend etwas zu bedeuten, indessen bleibt es auch dabei: eine Tat entsteht nicht. Der Zuschauer weiß gar nicht, warum sie sich so abstrapazieren, und ein Gruseln überläuft ihn.“

„Wollen Sie mit diesem Bilde etwa unsere Politik kritisieren? Ist Ihnen die noch immer nicht gegenständlich, noch immer nicht realistisch genug? Es muß Ihnen doch bekannt sein, daß Bülow stets ponderable Werte ins Auge faßt. Marokko . . .“

„Von Marokko können eigentlich nur noch zwinkernde Auguren sprechen, und Sie wissen, daß ich für diese Art der Kollegialität wenig Verständnis habe. Gerade hier finde ich das Wort des Wiener Poeten bestätigt: „Wir spielen alle — wer es weiß, ist klug.“ Ward eine so läppische Komödie je gesehen? Hat ein Großstaat von der Bedeutung und der materiellen Macht des Deutschen Reiches sich je so schwer kompromittiert? Wir haben mit einem Kaiserwort die Unabhängigkeit des Sultans und die Integrität des Scherifats verbürgt und sehen nun kühlen Mutes zu, wie Frankreich das Land gleich einer Artischocke verspeist. Drube, d'Amade, Liauteh, das ist eine Klimax der Offensive. Und wir nicken höflich zu jeder der Ministerreden, die mit bewunderungswürdiger Dreistigkeit die Vorgänge verleugnen, die sich da unten auf ihr Geheiß abspielen. Wahrlich es ist eine tolle Farce, in der wir die Geprellten abgeben.

„Die Geprellten? Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Fürst Bülow hält hier einmal wieder unentwegt die Bismarcksche Linie inne. Der erste Kanzler wollte bekanntlich Frankreich in Afrika beschäftigen, um den Blick der grande nation von dem Loch in den Vogesen abzuziehen. Mögen sich doch die Franzosen an dieser harten Nuß die Zähne ausbeißen . . .“

„Sie vergessen, daß diese Betrachtung zu spät kommt. Ein großer Staat kann eben nicht heute umstoßen lassen, was er gestern als einen rocher de bronce stabiliert hat. Die Taktik, die Sie bewundern, war einmal möglich und wäre damals gewiß nützlich gewesen, aber wir haben uns diesen Weg durch den Ausflug nach Tanger selbst verlegt. Jetzt blieb uns nur noch eins übrig: mit unerbittlicher Konsequenz an der Algecirasakte festzuhalten.“

„Nun, das tun wir ja. Die Offiziösen erklären es ja fast täglich . . .“

„Sie erklären es und inzwischen hat sich die vorübergehende Aktion der Franzosen längst zu einem Kolonialkrieg entwickelt. Clemenceau will Mehrer des Reiches heißen. Daß Deutschland um Marokkos willen nicht Krieg führt, das weiß er, und daß die Bevölkerung früher oder später unterworfen werden wird, das weiß er auch. Auf die Dauer vermag sich ungeschulter Heldenmut gegen die technische, taktische und numerische Ueberlegenheit eines mächtigen Kulturvolkes nicht zu halten. Es wird ein Weilchen dauern, gewiß! aber der Sieg ist — wenn es gelingt, die Kammer zu zähmen — nur eine Frage der Zeit und der Zähigkeit. Die Gesten der deutschen Diplomaten können die Herren Clemenceau und Pichon ignorieren, weil es doch nur Gesten sind.“

„Ich meine, Sie unterschätzen die Tatkraft des Reichskanzlers doch allzu sehr. Hat er nicht eben erst bewiesen, daß er zu siegen weiß?“

„Auch dieser Sieg ist ja nicht mehr als Mimik. Ich bezweifle, daß das Enteignungsgesetz praktisch wirksam werden wird. Der Reichskanzler hat sich nun doch wohl davon überzeugt, wie unsympathisch diese Vorlage der Majorität des Volkes ist. In jedem einzelnen Fall der Anwendung wird die Wunde aufs Neue bluten. Die polnische, die katholische, die sozialdemokratische, die radikale Presse hat einen nie versiegenden Agitationsstoff erhalten und die 70 000 ha hätten wir auch aus unseren Staatsdomänen zur Besiedelung herauslösen können, denn das Problem ist nicht, Land zu gewinnen, sondern Menschen zu gewinnen. Deutsche nach der Ostmark zu schaffen, das ist die Losung. Es fehlt nicht an Boden, es fehlt an Bauern. Aber hier wird es heißen: Latifundia perdidere Borussiam. Lesen Sie die treffliche Broschüre: „Landlose Polen“. Da hat ein preußischer Beamter (dem es inzwischen schon gehörig in die Bude geregnet haben soll) alle Bedenken knapp und sachlich dargelegt. Nein, der Verzweiflungsakt dieser Politik wird für die Germanisierung der Ostmark sehr, sehr wenig bedeuten.“

„Nun, wenn Sie von Ihrem alten Vorurteil gegen den Reichskanzler nicht lassen

wollen, so müssen Sie doch wenigstens zugeben, daß jetzt ein frischer Zug durch die Gebildeten Deutschlands geht. Die Fundamente der römischen Kirche wanken. Die Modernistenbewegung . . .“

„Ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach viel Lärm um nichts. ‚Freiheit im Dogma!‘ heißt die Parole. Ein Widersinn. Die Welt ist nicht nur den katholischen, sondern auch den protestantischen Theologen überall mit Brettern vernagelt. Ganz abgesehen davon, daß ja die meisten dieser Reformatoren bei dem ersten rauhen Hauch aus dem Süden in die Knie knicken. Ich weiß wirklich nicht, was man an dieser Bewegung ernst nehmen soll. Jedenfalls gleicht ihre Wirkung der des Kaffees, der bekanntlich ein Gift ist, aber ein sehr langsames. Die Auflehnung der paar Professoren ist nicht mehr als eine nicht einmal imposante Geste.“

„Sie sind wahrhaftig schwer zu befriedigen. Aber vielleicht findet es Gnade vor Ihren Augen, daß der Kronprinz sich als Student der Technischen Hochschule inskribieren ließ. Es ist doch erfreulich, daß sich der Thronerbe mit solcher Entschlossenheit der neuen Zeit zuwendet.“

„Ich finde nichts gefährlicher als derartige Dilettantismen. Der Kronprinz hat noch unendlich viel Dinge zu lernen, die für seinen künftigen Beruf erheblich wichtiger sind als die Technik, von derem reichen Tische doch nur ein paar Brosamen für ihn abfallen können. Wir wissen, daß sein Interesse an militärischen Dingen nicht sehr lebhaft ist, müssen aber im Hinblick auf die europäische Konstellation wünschen, daß der künftige Kriegsherr die Entwicklung der Armee mit Verständnis zu verfolgen vermag. Verfassungs- und Verwaltungsrecht sind dem Kronprinzen vermutlich weit weniger vertraut, als es wünschenswert wäre. Auch dieser, in der Presse so enthusiastisch gepriesene Entschluß scheint mir nicht zu greifbarem und heilsamem Ergebnis führen zu können.“

„Sie sind heute mehr als je timonisch gestimmt. Da will ich es also gar nicht wagen, Sie nach Ihrer Ansicht über die Fortdauer des Blocks zu fragen.“

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß nie ein so blutloser Schemen einen so robusten Namen getragen hat. Trotzdem wird unser Bülow gewiß noch lange im Blockhause sitzen. Der große Puppenspieler hat seine Marionetten gut in der Hand. Die Pantomime könnte amüsant sein, wenn uns nicht immer dasselbe Stück aufgeführt würde und wenn man nicht . . . wider Willen mitspielen müßte.“

Ich empfahl mich verstimmt. „Wie gut“, dachte ich bei mir, „daß solche Nörgler bei uns in keinem wirklich angesehenen Organ zu Worte kommen können!“

Eduard Goldbeck.

Der Kampf ums Gold und seine Folgen.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

Der Ende 1907 zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Europa geführte Kampf ums Gold ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte der Volkswirtschaft. Aber nicht wegen der Eigentümlichkeit dieses Kampfes interessierte sich alle Welt für ihn, sondern weil seine Wirkungen überaus verhängnisvoll werden konnten und es in einem gewissen Umfange schon geworden sind. Die Amerikaner bemühten sich seit Wochen, soviel Gold als möglich aus Europa herüberzuziehen. Und die europäischen Staaten vereinigten sich, wie noch nie zuvor, zur Abwehr dieser Eingriffe in ihre Goldvorräte. Amerika stand nicht vor gewaltigen volkswirtschaftlichen Aufgaben, für die es aus dem Auslande Kapital heranziehen müßte. In der amerikanischen Industrie hat die Arbeitslosigkeit schon in erheblichem Umfange eingesetzt. Der Stahltrust hat die Hälfte seiner Hochöfen ausgeblasen. Große Mengen ausländischer Arbeiter haben die Vereinigten Staaten verlassen. Die Per-

sonenfracht von New York nach Europa ist bedeutend im Preise heraufgesetzt, da der zunehmende Andrang auf die Schiffe den Schiffahrtslinien eine solche Erhöhung gestattet. Selbst die amerikanischen Eisenbahnen haben große Mengen ihrer Arbeiter entlassen. Warum braucht die amerikanische Volkswirtschaft inmitten dieses Rückgangs solche Mengen von Gold?

Das Vertrauen zu den gewöhnlichen Zahlungsmitteln war erschüttert. Außer in England ist nirgendwo der Scheckverkehr so verbreitet wie in den Vereinigten Staaten, aber die gesamte Bevölkerung hat gegenwärtig ein tiefes Mißtrauen gegen die Schecks. Dieses Mißtrauen ist nur zu berechtigt, denn die Mehrzahl der Schecks wird gegenwärtig nicht prompt eingelöst. Die Stadt New York zahlte aus Geldmangel die Löhne ihrer Angestellten am 1. November zu $^4/_5$ in Schecks statt in barem Gelde. Nach mehr als einer Woche war es einem großen Teile der Angestellten nicht gelungen, von den Banken Geld für ihre Schecks zu erhalten. Mit peinlicher Aengstlichkeit hielt die Bevölkerung das Bargeld zurück. Seit Jahren ist in Amerika wie in Europa infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs und des steigenden Diskonts das Geld immer knapper geworden. Seit dem Kupferkrach und dem ihm folgenden Bankkrach ist die Geldknappheit durch das allgemeine Mißtrauen auf die Spitze getrieben worden. Die Bankrotte erzeugen erst die Panik, die Panik schafft neue Bankrotte.

Haben denn die Amerikaner zu wenig Gold? In keinem andern Land ist in den letzten Jahrzehnten der Goldvorrat in dem Maße gestiegen wie in Amerika. Der Goldvorrat der Vereinigten Staaten stieg von 2510 Millionen Mark im Jahre 1892 auf 5967 Millionen Mark im Jahre 1905. Gegenwärtig überragt der Goldvorrat Amerikas bei weitem denjenigen jedes anderen Landes. Der zweitgrößte Goldbesitzer ist Frankreich. Dann kommt Deutschland, dann Rußland und erst an fünfter Stelle Großbritannien. England ist dasjenige Land, in welchem zuerst die Goldwährung eingeführt worden ist. Und doch hat es bisher sich mit einem so geringen Goldvorrat begnügt. Während in Deutschland der Goldvorrat in der Zeit von 1892—1905 um 1355 Millionen Mark zugenommen hat, ist er in Großbritannien sogar um 62 Millionen Mark zurückgegangen. Gegenwärtig nimmt man in England wie in Deutschland mit Bedauern wahr, daß man zu wenig Gold besitzt. Die Schritte, welche England und Deutschland zum Schutze ihres Goldvorrats getan haben, sind ganz ungewöhnliche und sehr geeignet, der Volkswirtschaft beider Länder großen Schaden zuzufügen. Innerhalb von zwei Wochen erhöhte man in Deutschland den Reichsbankdiskont, der am 29. Oktober 1907 noch $5^1/_2$ stand, am 8. November auf $7^1/_2$. Die Bank von England war am 7. November bei einem Diskontsatz von 7 % angelangt. Der Reichsbankdiskont betrug noch am 5. März 1908 6 %. In keinem anderen Lande hat der offizielle Diskont sich so lange auf einer so unerträglichen Höhe trotz des Endes der Hochkonjunktur gehalten. Gerade der gegenwärtige Zustand zeigt wiederum, daß Deutschland das Land des hohen Diskonts ist.

Die üblen Wirkungen des im allgemeinen steigenden Zinsfußes der letzten Jahre hat fast jedermann schon verspürt. Mit dem Steigen des Reichsbankdiskonts bröckelte seit zwei Jahren der gesamte Kurszettel der Berliner Börse allmählich ab. Auch die Staatspapiere sind gesunken. Der Hypothekenzinsfuß hat eine steigende Richtung. Seit Jahr und Tag geht die Bautätigkeit in Berlin und vielen Städten zurück. Unter den Bauhandwerkern und Arbeitern beginnt mehr und mehr die Arbeitslosigkeit sich fühlbar zu machen. Da im Baugewerbe gegenwärtig mehr als $1^1/_2$ Millionen Erwerbstätige im Deutschen Reiche beschäftigt sein dürften, muß ein Stocken der Bautätigkeit sehr schnell seine üblen Wirkungen auf fast alle andern Industrien ausdehnen.

Warum erhöhte man den Diskont derartig, wenn die Diskonterhöhung so schlimme Folgen hat? Man war eben in einer grenzenlosen Verlegenheit. Es sind Fehler über Fehler in den letzten Jahren begangen worden, die gar nicht wieder gutzumachen sind. Der Kampf zwischen

Amerika und Europa spielte schon seit Jahr und Tag und drehte sich nur scheinbar um das Gold. In Wirklichkeit galt er dem flüssigen Kapital. Bereits im Jahre 1906 haben die Vereinigten Staaten in ungewöhnlichem Maße flüssiges Kapital aus Europa an sich gezogen. Nach der Goldstatistik strömten schon im Jahre 1906 ungeheuere Mengen von Gold aus Europa nach Amerika. Damals herrschte noch kein Mißtrauen gegen die Schecks und sonstigen Papiere in der amerikanischen Bevölkerung. Aber die kolossalen Kapitalanlagen der sich gewaltig ausdehnenden amerikanischen Volkswirtschaft erforderten die Einfuhr von Gold als wichtigsten Repräsentanten des flüssigen Kapitals.

Die Verteidigungsstellung, die West-Europa Ende 1907 gegen die amerikanischen Angriffe auf den europäischen Goldbestand einnahm, beruhte auf dem tiefen Grunde des Mangels an flüssigem Kapital in West-Europa. In Deutschland wie in fast ganz West-Europa hat seit dem Jahre 1902 ein gewaltiger wirtschaftlicher Aufschwung stattgefunden. Ungeheuere Kapitalien sind in der Landwirtschaft, der Industrie, dem Verkehrswesen und in Wohnhäusern festgelegt worden. Bei dieser ungewöhnlichen Investierung so großer Kapitalmengen hätte man in Deutschland um so mehr die Pflicht gehabt, auf eine entsprechende Vermehrung des flüssigen Kapitals zu sehen. Statt dessen hat man in Deutschland und in anderen Staaten West-Europas in den letzten Jahren das Geld zum Fenster hinausgeworfen. West-Europa bezahlte inmitten dieses volkswirtschaftlichen Aufschwungs die Zeche der russischen Weltpolitik.

In meiner soeben erschienenen Broschüre „Die wirtschaftliche Krisis der Gegenwart" (Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt) habe ich die Ursachen der gegenwärtigen Geldkrisis untersucht und in der russischen Katastrophe die wichtigste der drei primären Hauptursachen der gegenwärtigen Geldknappheit nachgewiesen. Die beiden anderen Hauptursachen sind die amerikanische Ueberspekulation und das Sinken der Transvaalwerte. Durch das Sinken der russischen Papiere hat West-Europa seit dem Jahre 1903 mehr als drei Milliarden Francs verloren. Ueberdies hat es die Torheit begangen, dem russischen Staat während des Krieges mit Japan noch 3,7 Milliarden Francs zu borgen. Diese 6,7 Milliarden Francs fehlen gegenwärtig in West-Europa. Während der langen Periode des eben zu Ende gehenden wirtschaftlichen Aufschwungs herrschte in Berlin die Ansicht, daß es eine Hauptaufgabe der deutschen Sparer sei, ihre Ersparnisse dem russischen Moloch zur Verfügung zu stellen. In den Jahren 1902 und 1905 gewährte man in Berlin dem russischen Staat zwei Anleihen von zusammen 900 Millionen Mark in Gold. Als ich Ende August 1905 in meinem Buche „Die Zukunft Rußlands und Japans" in Voraussicht der kommenden Geldknappheit die Sperrung des deutschen Marktes für jede weitere russische Anleihe verlangte, erklärte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", bei einem Kursstand der vierprozentigen deutschen Staatsrente vom Jahre 1902 von 93½, daß mein Buch auf Grund haltloser Voraussetzungen zu abenteuerlichen Prophezeiungen über die Zukunft Rußlands führe. Mitte Juli 1906 war diese russische Staatsrente bis auf 68¾ gesunken und gegenwärtig schwankt sie zwischen 80 und 82. In meinem Buche hatte ich wörtlich geschrieben:

„Wenn in einigen Jahren die russischen Papiere um 20—30 % im Kurse gesunken sind, wird eine enorme Unzufriedenheit den gesamten deutschen Kapitalistenstand erfüllen. Die schweren Kursverluste an den russischen Staatspapieren werden starke Erschütterungen der Börse zur Folge haben. Die Krise wird sich auf Handel und Industrie übertragen."

Die starke Erschütterung der Börse, des Handels und der Industrie, die ich als Folge des Kurssturzes der russischen Papiere vorausgesagt habe, ist eingetreten. Man gab sich im November 1907 an der Berliner Börse der Hoffnung hin, daß der russische Staat aus seinen Goldvorräten 50 bis 100 Millionen Mark in Berlin vorübergehend deponieren werde, um der Geldknappheit abzuhelfen. Diese weitgehende Hoffnung hat sich in dem Maße nicht erfüllt. Wenn der russische Staat aber in der Lage wäre, die ihm von Deutschland in den

Jahren 1902 und 1905 geliehenen 900 Millionen Mark jetzt zurückzuzahlen, so würde sich die Geldknappheit in Deutschland sofort in eine Geldflüssigkeit umwandeln. Aber der russische Staat ist zu dieser Rückzahlung beim besten Willen nicht in der Lage. Er war eben klüger als wir und hat uns hereingelegt. Es ist eigenartig, daß man in Berlin in den Jahren 1902 und 1905 durchaus nicht hören wollte, daß die Entblößung von flüssigem Kapital und eine schwere Geldknappheit die finanzielle Mobilmachungsfähigkeit des Reiches schwächen. Sehr wahrscheinlich erscheint, daß Rußland diese beiden Anleihen in Berlin aufnahm, um die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands zu mindern.

Deutsche Bank und Dresdner Bank.

Sicherlich wars nur ein Zufall, daß die beiden Rivalen unter den deutschen Großbanken, die Deutsche und die Dresdner Bank, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ihre Abschlüsse veröffentlicht haben. Die Dresdner Bank hatte gewiß keine Veranlassung, ihren Bilanztermin so dicht an den der Deutschen heranzurücken. Denn der Schwächere meidet gern den Vergleich mit dem Starken. Der Deutschen konnte es freilich nur recht sein, wenn ein Jeder schon von ferne sah, wie groß ihr Vorsprung diesmal gewesen ist; doch der Unterschied wäre nach außen hin noch deutlicher sichtbar geworden, wenn die Bilanzsitzung nicht am Tage nach der Publizierung der Dresdnerin, sondern schon vorher stattgefunden hätte. Dann würde unter dem Eindruck der gigantischen Ziffern der Abschluß der Dresdner Bank mehr enttäuscht haben, als zuvor, wo man immerhin noch an die schlechten Bilanzen der meisten übrigen Banken gewöhnt war.

Dennoch drängt sich einem natürlich der Vergleich auf; warum kann die Dresdnerin, die es im Jahre 1906 auf 8½ % Dividende gebracht hatte, nur 7 % verteilen, die Deutsche aber wiederum 12 %? Und jeder lobt den Scharfblick und die kaufmännische Tüchtigkeit der Herren Koch, Gwinner, Mankiewicz und Konsorten und tadelt das Konkurrenzinstitut, dem Herr Generalkonsul Gutmann den Stempel aufgeprägt hat. Keinem fällt es ein, die Deutsche mit einem anderen Institut so sehr zu messen, als gerade mit der Dresdnerin. Seit ihrem plötzlichen Entschluß (gleich nach dem Tage der Zahlungseinstellung der Leipziger Bank) sich im Mutterlande der Dresdnerin niederzulassen, ist die Rivalität offen hervorgetreten; ganz besonders aber, seitdem zur Verstärkung der Position die Interessengemeinschaft mit dem Schaaffhausen zustande kam. Die Discontogesellschaft, die bisher am meisten mit der Deutschen verglichen wurde, schien zurückgedrängt. Eine gewisse Sterilität war tatsächlich zu merken, aber gerade der letzte Abschluß hat bewiesen, daß sie ihr Terrain zu behaupten vermag. Die Bilanz (die, abgesehen von den Ziffern der Deutschen, die beste war) hat gezeigt, daß der Reklamelärm der anderen für sie nicht notwendig ist, und die vornehme Ruhe, in der die Discontogesellschaft ihre Geschäfte betreibt, berührt angenehm und deutet darauf hin, welche Rolle der ehrwürdige Name im Bankgewerbe spielt. Sie ist trotz allem Gerede am wenigsten von der Deutschen Bank verdrängt worden; mag auch die Dividende geringer sein. Darauf kommt es schließlich nicht so sehr an, ob 9 % oder 12 % verteilt werden. Das Aktienkapital spielt hierbei die geringste Rolle; viel wichtiger sind die Reserven, die unverzinst zur Verfügung stehen. Die entstehen aber zu einem großen Teil aus dem Agio bei der Begebung der jungen Aktien. Je höher der Kurs gewesen ist, zu dem sie an den Markt kamen (die Börsentendenz spielt alsdann eine große Rolle), desto mehr Reserven stehen zur Verfügung und vermögen die Dividenden zu erhöhen. Wichtiger zur Beurteilung der Tätigkeit einer Großbank ist daher die Entwicklung der Gewinnziffern als ein Vergleich der Dividenden bei den verschiedenen Instituten.

Die Dresdner Bank sorgte selbst dafür, daß sie in einem Atemzuge mit der Deutschen genannt wurde. Auf ihren Ankündigungen wurden die Kapitalsziffern der Interessengemeinschaft zusammengezogen; so entstand vielfach der Eindruck, als ob sie das größte deutsche Bankinstitut repräsentiere. In Wirklichkeit zeigt die Entwicklung der Interessengemeinschaft mit Deutlichkeit, daß ihr Nutzen nur sehr gering ist. Die Spesen werden nicht verringert; an gemeinsamen Geschäften hätte es auch ohne die Interessengemeinschaft nicht gemangelt. Ein Kapital von 180 Millionen Mark, wie es die Dresdnerin repräsentiert, genügt allein, um die größten Finanztransaktionen abzuschließen, und die Gefahr wird höchstens noch vergrößert, wenn das Risiko von zwei Banken getragen wird, von denen die eine für die Verluste der anderen bis zu einem gewissen Grade auf-

kommen muß. Der Zweck der Interessengemeinschaft bestand auch in erster Reihe nicht in der gemeinsamen Durchführung von Geschäften, sondern darin, durch die Assoziation der Kapitalien mit der Fahne der stärksten deutschen Großbank den Sieg in dem Wettrennen um die meisten Depositengelder davon tragen könnte. Die Erwartung hat sich nicht erfüllt; sie hätte auch dann keinen Erfolg gehabt, wenn an die Stelle der Interessengemeinschaft eine Fusion getreten wäre. Denn das Publikum fragt sehr wenig danach, ob das Kapital einer Bank 50 Millionen mehr oder weniger beträgt, und das Geheimnis der Deutschen Bank, die Spargelder an sich zu ziehen, beruht in ganz anderen Momenten als in ihrem hohen Aktienkapital. Hauptsächlich spielt der Name eine große Rolle; gar manch einer, der sein Geld zur Deutschen Bank gibt, glaubt fälschlicherweise es mit einem Staatsinstitut zu tun zu haben; und, so merkwürdig es klingt, im Auslande ist dieser Glaube selbst in Kreisen verbreitet, von denen man es nicht erwarten sollte. Die Dresdner Bank kann den Charakter einer Provinzialbank nach außen hin nicht verlieren; sie mag sich die größte Mühe geben, ihn abzustreifen. Popularität in so großem Maße, wie sie die Deutsche Bank besitzt, kann auch immer nur von einem Institut gewonnen werden; die Suggestion der Massen hat auch im Bankwesen große Bedeutung. Der eine hört vom andern, daß er sein Geld bei der Deutschen Bank deponiert hat, und hält's für selbstverständlich, das Gleiche zu tun. Weshalb soll er es zur Dresdner Bank geben; daß die Deutsche sicher ist, weiß bereits jedes Kind. Darum vermag ich auch das Urteil nicht zu unterschreiben, als ob es nur der Tüchtigkeit der Deutschen Bank zu danken wäre, diese Position zu erlangen. Sie selbst hat nur nach zwei Richtungen dafür gesorgt; sie hat in der Tat für eine solide Verwertung der flüssigen Gelder und für die Aufrechterhaltung der Liquidität Sorge getragen; und sie hat zweitens alles vermieden, was ihren Ruf schädigen konnte. Aber haben die übrigen Banken (mit wenigen Ausnahmen) Geschäfte gemacht, die eine ernste Gefahr für die Depositengelder aufkommen ließen? Auch hierin liegt also kein besonderes Verdienst und nur in der Behandlung der „öffentlichen Meinung" muß man sie als geschickter preisen. Man hört fast niemals etwas von ihren Verlusten, und sie hat ein merkwürdiges Glück bei den großen Insolvenzen, die in den Zeitungen veröffentlicht werden, nur selten beteiligt zu sein. Ist sie es, so versteht sie es meisterhaft, den Eindruck sehr schnell zu verwischen.

Von den zahlreichen Sanierungen, die sie im Jahre 1907 bei verschiedenen Firmen des Warenhandels vorgenommen hat (und die sicherlich doch nicht ohne Verluste abgelaufen sind), war nirgends etwas zu hören. Sie stellt zwar große Beträge in Reserve, aber keine Sonderreserven für bestimmte Zwecke, denen dann vor aller Augen die Deckung für die Verluste entnommen wird. Die Abschreibungen erfolgen offenbar vom Provisions- oder Zinsenkonto; eine Buchungsmethode, die sich natürlich nur dann anwenden läßt, wenn nicht jedermann von den Verlusten erfahren hat und danach fragt, wo sie geblieben sind.

Auch darin liegt kein Verdienst der Bankleiter, daß sie im Jahre 1907 ihren Umsatz erhöhen, ihren Gewinn vermehren konnten. Die Deutsche Bank ist längst bis zu einem gewissen Teil in die Rolle einer Zentralbank gerückt; die von den Mittelbanken abgehobenen Gelder fließen ihr zu, wie einer Zentralnotenbank in den Zeiten der Panik. Sie hat in dieser Beziehung bereits eine weit größere Bedeutung als die Reichsbank, die durch die Entwicklung der Privatbanken immer mehr in die Rolle gedrängt wird, in erster Reihe diejenige Stelle zu sein, wo die Banken ihre Wechsel immer unterbringen können. Die Umsätze im Giroverkehr sind bei der Reichsbank von 1906 auf 1907 nur von 194 Mill. M. auf 207 Mill. M. gestiegen, die Depositengelder der Deutschen Bank von 380 auf 476 Millionen Mark. (Die Ziffer scheint freilich übertrieben, zumal gleichzeitig die sonstigen Kreditoren von 869 auf 788 Millionen Mark zurückgegangen sind. Es wäre erwünscht zu wissen, ob die Bank in beiden Jahren bei der Trennung der Depositenguthaben dieselben Gesichtspunkte angewendet hat.) Liegt hierin nicht eine Gefahr? Sicherlich so lange nicht, wie die Leitung der Deutschen Bank sich in bewährten Händen befindet. Immerhin aber darf der Gesichtspunkt nicht übersehen werden, daß die eigentliche Funktion der Reichsbank hierdurch aufgehoben wird.

An der Börse hat man scherzhaft die Bemerkung gemacht, der Deutschen Bank müßte aufs Schild geschrieben werden: „Hier ruht das Geschäft der andern." Noch richtiger scheint mir das Wort zu sein: „Sie lebt von den Fehlern der andern." Wenn nämlich auch, wie oben gezeigt, eine Reihe psychologischer Momente den Erfolg der Deutschen Bank herbeigeführt hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie Fehler vermieden hat, die von den anderen Banken begangen wurden. Hierbei steht die Dresdner Bank nicht an letzter Stelle; was ihr fehlt, ist der weite Blick zur Erkennung der Konjunkturschwankungen. Die Deutsche Bank ist das einzige Institut, das zur rechten Zeit (diesmal wie im Jahre 1899) den Rückschlag der Konjunktur erkannt hat. Ich habe schon neulich

gesagt, daß ich hierin kein Verdienst erblicke, denn es gehören nur einige volkswirtschaftlichen Kenntnisse dazu. Aber man sollte es nicht glauben, in wie geringem Maße diese Kenntnisse bei den übrigen Bankdirektoren verbreitet sind. Man vergleiche nur die Geschäftsberichte der Deutschen Bank mit den übrigen, und man findet den Unterschied deutlich heraus. Nur bei ihr werden Gesichtspunkte hervorgekehrt, die man als wissenschaftlich wertvoll betrachten kann. Sonst gilt merkwürdigerweise überall das Prinzip, den Rückschlag erst nachher zuzugeben, aber selbst dann es immer so hinzustellen, als ob in dem Augenblick, wo der Bericht erscheint, schon wieder alles vorüber wäre. Die Effektenkäufer, die den Empfehlungen der Banken gefolgt sind, sollen nicht in den Glauben versetzt werden, daß sie falsch beraten wurden. Ist die alte Jobbermeinung, daß man nur immer bei fester Börsentendenz Geschäfte machen könne und darum das Publikum in den Irrglauben einer bevorstehenden Kurssteigerung versetzen müßte, nicht längst veraltet? Und namentlich für eine Großbank sollte es wichtigere Interessen geben. Auch die Dresdner Bank kann sich von einer solchen Berichterstattung nicht frei machen. Sie hat in bezug auf die Geschäftsentwicklung im Jahre 1908 „keine pessimistische Auffassung". Die hat sie noch niemals gehabt; wäre es der Fall gewesen, so würde sie nicht beim Eintritt einer jeden Krisis eine ungewöhnliche Anspannung ihres Status aufgewiesen haben. Mit Schönfärbereien darf eine Bank nicht geleitet werden; wer über eine halbe Milliarde fremder Gelder verwaltet, muß nüchternen Blickes auch die Gesetze der kapitalistischen Entwicklung zu erkennen vermögen. Wer nach der Art des Trödlers nur immer danach trachtet, seine Ware zu möglichst hohen Preisen loszuwerden, paßt nicht zur Leitung einer Bank, die Großzügigkeit erfordert; nicht einmal für eine reine Effektenbank, die allein vom Vertrieb der Aktien lebt. Dieser Geschäftsstandpunkt hat sich längst überlebt, und solange man ihn nicht aufgibt, darf man sich nicht darüber wundern, wenn die Krisis, die durch den Mangel an Liquidität herbeigeführt werden muß, die Depositengelder der Deutschen Bank in die Arme treibt.

Bruno Buchwald.

Zeitschriften.

Die „Librairie artistique et litéraire" in Paris, welche die Kunstzeitschrift „L'Art et le Beau" ediert, hat jetzt auch in Berlin in der „Verlagsanstalt für Literatur und Kunst" eine feste Heimat gefunden. Dieses Blatt wendet sich an ein weiteres Publikum als „L'Art et les Artistes". Etwa wie „Kunst für Alle" zu „Kunst und Künstler", so stehen sich diese beiden Zeitschriften gegenüber. Nur daß die Spezialhefte von „L'Art et le Beau" sich weit aus dem gewöhnlichen Rahmen herausheben und für sich abgeschlossene Kunstwerke bilden. Nicht in der Ausführlichkeit Flourysscher Editionen, bei denen der weite Text mehr wissenschaftlich gemeint als getroffen ist, vielmehr mit der Absicht, das Schwergewicht auf die Illustrationen zu legen. Da jedoch das Wenige, was gesagt wird, aus der Feder Gustave Kahns kommt, so erfreut man sich an der Qualität des Gesagten und gibt sich auch mit dem Wenigen zufrieden. Sprechen doch die Illustrationen selbst so überzeugend, daß man nicht erst erläuternde Worte braucht. Was gibt's über dies Heft, das vor mir liegt, auch viel zu erzählen? — „Montmartre und seine Künstler!"

Eine Welt! Genauer: der Ausgangspunkt der Welt. Denn es wird behauptet, daß Montmartre gleich mont m'arrête der Ort ist, wo nach der Sintflut Noah mit seiner Arche landete. So steht's geschrieben in dem Organe des intérêts de Montmartre: „Le chat noir" vom 14. Januar 1882. Und ebensowenig wie die Heilige Schrift ist bis zum heutigen Tage diese Behauptung widerlegt worden. Und was ist aus dem Montmartre in all der langen Zeit geworden? „Gott hat die Welt geschaffen, Napoleon hat die Ehrenlegion gegründet, ich habe Montmartre gemacht." Der so sprechen durfte, war Rodolf Salis, und trotz der Anfeindungen, die er weit über das Grab hinaus erfahren hat, wird sich jeder den Namen dieses Mannes merken, der noch in späten Jahren des Geistes, der zu Salis' Zeiten auf der butte herrschte, auch nur einen Hauch verspürt.

Vilette, Steinlen! „In Vilette hat die Romantik der Bohème mit ihrer Anmut und ihrer Verliebtheit, ihrem goldenen Leichtsinn und ihren Niederlagen und ihrem lachenden Entfliehen von den harten Forderungen der Wirklichkeit, mit ihrem ewigen Auf und Ab zwischen Leid und Lust, zwischen Not und Schelmerei, ihren liebenswürdigsten Dichter gefunden." So charakterisiert ihn der ausgezeichnete Erich Klossowski. Den Watteau des Montmartre hat man ihn mit Recht genannt. Anders Steinlen. „Steinlen est incomparable pour exprimer la souffrance qui passe," schreibt Anatole France. Beider Namen sind ebenso wie der des unvergleichlichen, immer mehr an allererste Stelle rückenden Toulouse-Lautrec unzertrennlich mit dem Montmartre und seiner Kunst verbunden. Vilette, der tolle, liebenswürdige Genießer, Steinlen, der Wahrheit

suchende, ernst feierliche Sozialist, und Toulouse-Lautrec, der Aesthet und Dekadent.

Ein zweites Heft: Fragonard. Ist's Meyer-Graefe, der behauptet, daß Amateure Renoir den Fragonard ihrer Zeit nennen? Obschon er, und zwar gerade im Vergleich mit Renoir, fühlt, daß Fragonard die Natur unterdrückt, um die Dekoration zu heben. Kahn stellt ihn mit Recht als Dritten neben Watteau und Boucher, trotz der Verschiedenheit ihres Intellekts. Man kann sich das galante Frankreich des 18. Jahrhunderts nicht vorstellen, ohne an die Bilder Fragonards zu denken, die bei aller erotischen Betonung doch sämtlich einen eigenen Zauber zarter Vornehmheit zeigen. Seine bedeutendste Arbeit, nach Meyer-Graefe gar das glänzendste Werk der Epoche, sind die vierzehn großen Panneaus, die, für die Dubarry bestimmt, aus Furcht vor der Guillotine nach Grasse (Cannes) zu seinem Freunde Maubert wanderten und schließlich in London ausgestellt von Pierpont Morgan gekauft wurden.

Ein weiteres Heft: Rodin, den Georg Simmel vor Jahren schon den ersten Bildhauer nach Michelagniolo nannte. Als der größte lebende Künstler wird er wohl heute allerorts anerkannt. Dies Heft von „L'Art et le Beau" will natürlich nicht — auch nicht in großen Zügen — uns das Œuvre des Meisters übermitteln. Wie ein großes Wunder soll es uns ahnen lassen, welche Welt sich uns bei näherer Beschäftigung mit diesem Genius erschließt.

Das vierte Heft: Rops. Seine Kunst wendet sich nicht an die Masse, sondern an die wenigen Gleichgesinnten, von denen er nicht selten erst die Anregung für sein Schaffen holt. „Pour réjouir les honnêtes gens" schafft er seine cent croquis und erwägt keinen Augenblick, ob er einen Abnehmer für seine Arbeit findet oder nicht. In Baudelaire, Ola Hansson, Huysmans, Przybyczewsky hat er diese Gleichgesinnten gefunden. Kein Philosoph ist je in die Geheimnisse des Geschlechtslebens tiefer eingedrungen als Rops. Kein Ankläger hat je überzeugender das Satanische im Weibe gezeigt als er. Weder Bodinus noch Sinistrari, noch irgendein anderer mittelalterlicher Diabologe hat mit so rasendem Eifer seine Opfer bis auf den tiefsten Grund ihrer Seele erforscht wie er.

Rops ist der Bildner des Weibes par excellence. Kaum ein Blatt von ihm ohne das Ropssche Weib. Wer dies Weib einmal gesehen hat, vergißt es nie. Ob es „La bourgeoise," „L'amour de Dieu," „La fille du régiment" oder „L'amante du Christ" ist, immer ist es das Weib, das Weib besessen vom Satan. Denn Rops war Satanist, wie es Verlaine, Baudelaire, Huysmans waren, und dieser Geist treibt ihn fast widerstandlos, so daß er von sich selber sagt: „Ich weiß nicht, wohin meine Kunst geht, ob im vieux jeu oder im nouveau jeu, ob ich modern bin oder nicht."

Rops, der seinem Vaterlande erst die Bekanntschaft Manets vermittelt hat, der, wenngleich stark von Millet beeinflußt, doch ein eigenes Lebenswerk aufweist, vor dem ein Manet, Degas, Zichy, De Neuville bewundernd standen, sollte auch uns, die wir seinem längst nicht so bedeutenden Landsmann Meunier immer wieder lärmend opfern, längst kein Fremder mehr sein.

Keiner Empfehlung mehr bedarf die Monatsschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt). Januar- und Februarheft setzen durch ihre Reichhaltigkeit wie durch die Qualität des Gebotenen in Erstaunen. Im Januarheft behandelt Georg Muschner Fritz Erlers Wiesbadener Fresken. Die beigegebenen Illustrationen, welche nicht nur die von Erler geschaffenen, die vier Jahreszeiten wiedergebenden Fresken, sondern in besonderer Darstellung auch die Details dieser Werke bringen, erläutern den Text auf das anschaulichste. (Die Leser des „Morgen" wird Hofrat Doenges mit diesen Arbeiten bekanntmachen.) Andere Werke Fritz Erlers vervollständigen das Bild des Künstlers. Hier zeigen sie uns Erler zu einer Zeit, da er noch Wandmalerei in Rahmen treibt („Noah"), dort lernen wir ihn als Landschafter und Porträtisten kennen (Herbststimmung", „Moderne Diana"). Die Kartons zu den Wiesbadener Fresken, wie andere Gemälde Erlers sind augenblicklich im Künstlerhause in Berlin zu sehen.

Die „Neue Rundschau" (S. Fischer) wird den Lesern des „Morgen" bekannt sein. Unter der Leitung des geistreichen Oskar Bie marschiert sie als literarische Monatsschrift längst an der Spitze aller ähnlichen Erscheinungen. Die Erhöhung des Preises wird durch die Erweiterung des Umfanges völlig gerechtfertigt. Neben dem rein Aesthetischen, für manch einen vielleicht Allzu-Aesthetischen, sucht die Neue Rundschau, soweit das bei einer Monatsschrift überhaupt möglich ist, auch zu Fragen des Tages Stellung zu nehmen. A. L.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 10; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.